

Ansturm der Franzosen: Aufstand in der Romandie

DIE WELTWOCHEN

Nummer 18 – 04. Mai 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Sommarugas
Enteignungen
Asylpolitik gegen
den Rechtsstaat

4 194407 006904 18



Mein Vater

Ein Gespräch mit Peter Frisch.
Von Rico Bandle



EDELWISS

Premium Schweizer Möbel und Inneneinrichtung
nach Mass im Chalet- und Landhaus-Stil.



Die wundersamsten Orte der Schweiz: Wanderpapst Thomas Widmer.

Plötzlich will niemand mehr etwas von Enteignung wissen. Vor der Abstimmung über die umstrittene Asylgesetzrevision verabreichen die Verantwortlichen Beruhigungspillen. Doch der Gesetzestext und die erläuternde Botschaft des Bundesrats sind unmissverständlich. Auch Bundesrätin Simonetta Sommaruga sagte, ohne die «Plangenehmigungsverfahren» samt Enteignungen könne man die Neustrukturierung des Asylwesens gleich vergessen. Der Eingriff auch in die Gemeindeautonomie wäre nach Annahme der neuen Gesetzesartikel massiv, wie Philipp Gut und Christoph Mörgeli in ihrer Recherche zeigen. **Seite 16**

Gibt es noch Wunder in der Schweiz? Für Thomas Widmer schon. Der bekannteste Wanderer des Landes bewegt sich meist abseits der bekannten Routen, er ist ebenso gerne im Flachland und in den Agglomerationen unterwegs wie in den Bergen. Überall stösst er dabei auf kuriose Bauwerke, prähistorische Überbleibsel und fantastische Landschaften. Seine Entdeckungen aus den vergangenen Jahren hat er nun in einem Buch zusammengefasst. Wir haben ihn an einige der wundersamsten Orte der Schweiz begleitet. **Seite 32**

Wie sicher ist die Südgrenze von Ungarn? Kann der Zaun die illegale Migration stoppen? Unser Autor Peter Keller hat sich mit seinem Nationalratskollegen Heinz Brand vor Ort umgesehen. Sie reisten privat nach Ásotthalom, einer landwirtschaftlich geprägten Gemeinde an der Grenze zu Serbien, die besonders betroffen ist von der organisierten Schleppermafia. Am Abend gab es ein einfaches Gericht aus der Gegend: Kartoffeln, Paprika und Schweinswürste. Beiläufig meinte der Koch, es sei kein Zufall, dass diese Spezialität mit Schweinefleisch zubereitet werde. Zur Zeit der osmanischen Besatzung waren dies die einzigen, aus Sicht der Muslime «unreinen» Tiere, die man den christlichen Ungarn liess. «Wir wissen, was es heisst, unter islamischer Herrschaft zu leben», ergänzt

später eine Ärztin in Budapest. Wenn die Bundeskanzlerin Merkel erklärt, der Islam gehöre zu Europa, löst das bei der Mehrheit der ungarischen Bevölkerung Befremden aus. **Seite 48**

Auch 25 Jahre nach seinem Tod ist Max Frisch allgegenwärtig: Noch immer sind seine politischen Texte Vorbild für jeden kritischen Intellektuellen, noch immer ist sein ausschweifendes Liebesleben Gegenstand von Spekulationen, noch immer spaltet er Gymnasiasten in Frisch-Verehrer und Frisch-Verächter. Wie wächst man als Sohn eines weltbekannten Schriftstellers und einer der grössten Reizfiguren des Landes auf? Kulturredaktor Rico Bandle hat Peter Frisch in München für ein zweistündiges Gespräch besucht. Mit grosser Offenheit erzählt Frisch von einer aussergewöhnlichen Vater-Sohn-Beziehung, davon, wie er sich vom berühmten Vater emanzipieren musste und ihm doch ein Leben lang sehr nahe blieb. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

WELCOME TO OUR WORLD



Breitling erfindet die Smartwatch neu. Eine bahnbrechende Idee für mehr Leistung! Der elektronische Multifunktionschronograf Exospace B55 ist ein Instrument der Zukunft, das neue Maßstäbe in Sachen Komfort, Ergonomie und Effizienz setzt. Das innovative Konzentrat birgt im Titangehäuse ein exklusives SuperQuartz™-Kaliber mit offiziellem Chronometerzertifikat der COSC sowie eine breite Palette neuartiger und für Piloten und aktive Männer massgeschneiderter Funktionen. Herzlich willkommen in der Welt der Präzision, der Topleistungen und der Spitzentechnologie. Herzlich willkommen in der Avantgarde der Instruments for Professionals.





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

BURAIN²

RÜSCHLIKON²



Das Bijou von Rüschtikon

- 2.5 bis 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen
- Zweistöckiges Penthouse
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge

Bauherr/Verkauf/Kontakt

Meili Unternehmungen
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch
Telefon 044 396 99 79

www.burain2.ch

meiliunternehmungen

Wir setzen Akzente.

Die Musik bleibt

Anerkennung für die 68er:
Erfahrungen während einer
Zugfahrt durch den Gotthard.

Von Roger Köppel

Mittlerweile ist es Mode geworden, alles, was irgendwie mit 1968 zu tun hat, verächtlich auf den Müll zu werfen. Man hat eingesehen, dass vieles, was damals erzählt, verbreitet, propagiert und geschluckt wurde, ungesund, falsch und gefährlich war. Selbst die meisten 68er distanzieren sich inzwischen von den 68ern. Der berühmte Filmjournalist Peter Biskind schrieb vor rund zwanzig Jahren eine böse Abrechnung mit den siebziger Jahren als einer kaputten, von Drogen verseuchten Dekade. Er hatte recht. Am letzten Wochenende legte die in Deutschland rasant aufstrebende Partei «Alternative für Deutschland» ein Holzschicht nach. «Wir wollen», sagte der Mitvorsitzende Jörg Meuthen unter tosendem Applaus, «weg vom links-rot-grün versifften 68er Deutschland». In der Schweiz wurde SVP-Vordenker Blocher als bürgerlicher Anti-68er zum erfolgreichsten Politiker der Nachkriegszeit.

Dass die 68er viel Mist produzierten, muss an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Die Bewegung lief politisch aus der Spur. Viele ihrer vermeintlichen Errungenschaften müssen heute mühsam weggeräumt werden. Der naive Konstruktivismus, dieses übermütige Niederreißen des Bewährten, hat enormen Schaden angerichtet. Auch kulturell ging das meiste in die Hose. Das deutschsprachige Theater wurde zum Experimentierfeld eitler Scharlatane. Die 68er ruinierten aufgrund eines falschen Menschenbilds die Schulen. Man huldigte einem nackten Ego-Kult, einem Scheinidealismus der Selbstverwirklichung. Was irgendwann als vernünftige Lockerungsübung begonnen hatte, lief als Raserei aus dem Ruder. Das alles ist unbestritten. Trotzdem halte ich dagegen: Nicht alles war schlecht. Was bleibt, ist die Musik.

Diese simple Einsicht überkam mich kürzlich auf einer Zugfahrt ins Tessin. Aus Langeweile stöberte ich in den Plattenarchiven des Internets und lud ein paar uralte Aufnahmen auf mein Gerät. Dabei stiess ich auf eine Platte, die ich seit Jahrzehnten nicht mehr gehört hatte. Es war das legendäre 1972er Live-Album «Made in Japan» von Deep Purple mit dem vulkanischen Eröffnungskracher «Highway Star». Für alle, die noch nie davon gehört haben: Deep Purple waren britische Pioniere des lyrischen Hardrock, finster dreinblickende langhaarige Gestalten, fürchterlich ernst,



«Ich bin stolzer 68er.»

äusserlich humorlos, aber musikalisch brillant und klassisch ausgebildet, gigantisch erfolgreich mit rund 150 Millionen verkauften Platten bis heute, allerdings auch rasch verglüht nach aufreibenden Verschleisstourneen zwischen 1970 und 1973. Ich kann mich erinnern, dass mein Bruder zu Hause Ärger bekam, wenn er bei mittlerer Lautstärke in seinem Zimmer Deep-Purple-Platten auflegte. Der Sound hatte eine derartige Wucht, dass ihn das ungeschulte Ohr älterer Generationen zwingend nur als Lärm und als Bedrohung empfinden konnte.

Man kann verstehen, warum die Eltern Angst bekamen. Der geniale Krach von Deep Purple und anderen Bands war Trieb, Amok,

Ekstase, ein unkontrollierter Angriff auf die Ordnung. Wer sich darauf einliess, drohte der Gesellschaft für immer abhandenzukommen. Es ist interessant, sich im Rückblick vorzustellen, was solche Konzerte in der damaligen Zeit bedeutet haben mussten. Ein Teil der Energie, die auf der Bühne entstand, rührte wahrscheinlich auch daher, dass sich Musiker und Publikum als Komplizen einer grossen Revolution verstanden, als Beteiligte an einem Umbruch, den die Musik hervorzubringen und voranzutreiben schien. Der Hardrock von Deep Purple hatte etwas besonders Berauschendes, Kathedralenhaftes, womöglich «Katholisches», wie ein Kollege vermutet. Es verschlangen sich böartige Gitarrenriffs und schwelgerische Orgelklänge, angetrieben von einem der besten Rock-Drummer, den es gibt, darüber die lasterhafte Schreistimme des Sängers. Es ist erstaunlich, dass die einfachen, aber raffiniert gebauten Songs noch immer einfahren, eine Art Gehirnochirurgie, die im Körper archaische Hüftbewegungstrieb auslöst.

Nostalgie ist das Selbstmitleid alternder Männer, aber ich behaupte, es war nicht nur Nostalgie, als ich auf der Fahrt nach Lugano von der Druckwelle dieser Musik überwältigt wurde, als hätte ich sie zum ersten Mal gehört. Die 68er mögen politisch versagt und schreckliche Fehler gemacht haben. Die Kraft ihrer Musik wirkt nach. Diese Zeit hat grandiose Bands hervorgebracht und eine unglaubliche Entfesselung der musikalischen Kreativität. Wenn man sich die Dokumentarfilme ansieht, in denen die Mitglieder von Deep Purple erzählen, unter welchen Umständen sie ihre Welthits komponierten, in Bussen oder in der Putznische eines vorübergehend stillgelegten Hotels in Montreux, ist man beeindruckt von der unternehmerischen Innovationskraft, aber auch vom Fleiss und von den Anstrengungen, die hinter den Erfolgen stehen.

Ich gebe also zu: Musikalisch bin ich stolzer 68er. Die Einflüsse sind nicht mehr wegzudenken. Allerdings lässt es sich nicht auf ein Genre herunterbrechen. Es begann mit Rock und Hardrock, uferte in Jazzrock, Blues und Jazz aus; vor allem Miles Davis und Chet Baker. Ich hatte eine Lebensphase der Big Bands und der Jazz-Frauenstimmen, ehe ich mich etwa zeitgleich mit AC/DC und Frank Sinatra versöhnte, die ich während der Schulzeit aus unterschiedlichen Gründen irrtümlich verachtet hatte. Derzeit erkunde ich Alfred Brendel, Bill Withers, John Coltrane, Dirty Loops und Paco de Lucía. Und ab und zu setze ich mir einen Adrenalinstoss wie kürzlich auf der Zugfahrt durch den Gotthard. Der Mensch entdeckt sich selbst auch anhand seiner musikalischen Neigungen. Die Musik der 68er lebt weiter. Sie überdauert die Generation, der sie sich verdankt.

Qualität ist nicht
unser Anspruch,
sondern eine Selbst-
verständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





«Langer Bremsweg»: Ueli Maurer. Seite 40



«LSD-Tarantula-Fantasia»: Seite 32



Europa macht dicht: Migranten. Seite 22



Kunst der Kommunikation: Pavian. Seite 55

Kommentare & Analysen

7 Editorial

11 **Kommentar** Grünes Wunder

11 **Im Auge** Carlo Petrini, Slow-Food-Erfinder

12 **Migration** Fertig Pause

12 **Deutschland** Muff der ewigen Rebellion

13 **Forschung** Rehabilitierung der Rothaarigen

13 **Wirtschaft** Magnet

14 **Personenkontrolle** Burkhalter, Fanzun, Cameron, Trump, Burkhalter, Dahinden, Maurer, Gössi, Pfister, Jordan etc.

15 **Nachruf** Wolfgang Hess

16 **Sommarugas Enteignungsgesetz**

Bern greift gezielt in Grundrechte ein

18 **Asyl** Doris Fiala über Enteignungen

19 **Debatte** Das Bundeshaus ist ein Minenfeld

20 **Der Rechtsstaat verwildert**

Roger Köppel über den Umgang mit der Schweizer Verfassung

22 **Auf der Suche nach dem Glück**

Illegale Migranten bleiben ein grosses Problem

24 **Die Deutschen** Zensur von unten

24 **Wirtschaft** Grosses «Bockmist»-Quiz

25 **Ausland** Magere Aussichten

26 **Mörgeli** Stilberater Cédric Wermuth

26 **Bodenmann** Reuiger Sünder Schweickardt

27 **Medien** Modell der Rentabilität

27 **Gesellschaft** Sorry

28 **Grundbegriffe des Lebens** Fremdenhass

30 **Darf man das?** / Leserbriefe

Hintergrund

32 **Wundersame Schweiz**

Ein Blick auf unser Land, wie man es nur selten sieht

36 **Berner Machtspiele**

Alec von Graffenrieds Ambitionen

38 **Gleicher unter Gleichen**

Kämpfer für das bedingungslose Grundeinkommen

40 **«Sozialkosten werden zur Zeitbombe»**

Finanzminister Ueli Maurer ist seit hundert Tagen im Amt

44 **Olympische Sparflamme**

2026 sollen Olympische Spiele in der Schweiz stattfinden

46 **Ein Gefühl der Überlegenheit**

Die grösste Kolonie von Franzosen lebt in der Schweiz

48 **Widerstand an der Hintertür Europas**

Sicherheitskräfte bewachen die ungarisch-serbische Grenze

51 **Brief aus Berlin** Türkisches Hineinregieren

52 **Tausendsassa mit Zauberstab**

Der britische Justizminister Michael Gove

54 **Brief aus Georgien** Gewalt und Eleganz

55 **Evolution** Suche nach dem Ursprung unserer Sprache



«Privat bin ich gar nicht so lustig»: Stéphanie Berger. Seite 74

Literatur-Extra

- 56 Literatur Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt
- 58 **«Er war ein unheimlicher Patriot»**
Max Frischs Sohn Peter über seinen Vater, dessen Affären und Bücher
- 62 **Techtelmechtel in der Waschküche**
Mireille Zindel erzählt mit «Kreuzfahrt» eine berührende Liebesgeschichte
- 63 Klassiker E. Y. Meyers Roman «In Trubschachen»
- 64 **Lustwandeln durch die Weltgeschichte**
Manuel Andrack folgt in «Schritt für Schritt» den Pfaden der europäischen Historie
- 65 Geschichte John Higgs' Reise durch das 20. Jahrhundert
- 66 Biografie Konrad Farners Leben aus marxistischer Sicht
- 67 Krimi «Tomatenrot» von Daniel Woodrell
- 67 Sprache Berühmtigt
- 68 Top 10
- 68 Kino «Los amantes de Caracas»
- 69 Jazz Ian Shaw
- 70 Namen Last Tango im «Digi»
- 71 Hochzeit Franziska Ferber, Paarberaterin
- 71 Thiel Politisch inkorrekt
- 72 Wein Prieuré Saint-Jean de Bébian, Pézenas, Languedoc 2010
- 72 Zu Tisch Die Königin der Steaks
- 73 Auto Lamborghini Aventador LP 750-4 SV
- 74 MvH trifft Stéphanie Berger, Comedian

Autoren in dieser Ausgabe

Helmut Hubacher



Der ehemalige SP-Präsident gilt als Grand Old Man der Schweizer Sozialdemokratie. Er schreibt über die Kultur der politischen Auseinandersetzung und erklärt, warum sich SP-Bundesrätin Sommaruga unter Dauerbeschuss befindet. Seite 19

Linus Reichlin




Mit seinen Kolumnen («Moskito») in der *Weltwoche* begeisterte er von 1998 bis 2002 seine Leser. Heute lebt Reichlin als erfolgreicher Schriftsteller in Berlin. In seiner Serie «Grundbegriffe des Lebens» schreibt er über europäische Siedler und nette Indianer. Seite 28

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



GELESEN

«Anonymität ist Freiheit und
unser grundgegebenes Recht»

GELESEN

«Überwachung ist das
Geschäftsmodell des Internets»

Grünes Wunder

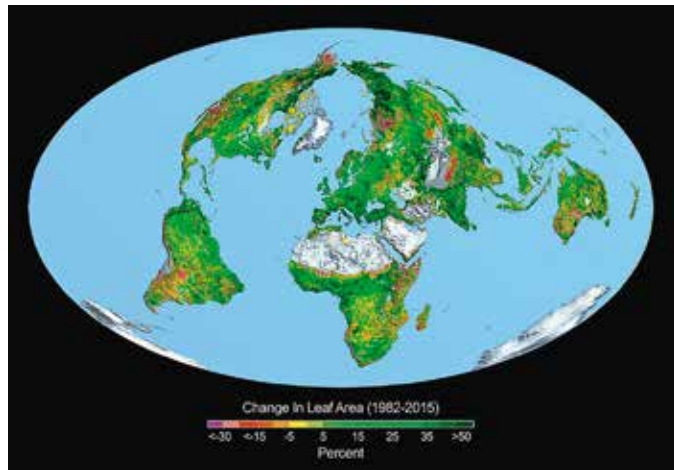
Von Alex Reichmuth — Die Erde wird immer grüner. Für den Vormarsch der Vegetation ist ausgerechnet die steigende CO₂-Konzentration verantwortlich, sagen Wissenschaftler.

Das Ergrünen der Erde gehört zu den erfreulichsten Entwicklungen in Sachen Umwelt der letzten Jahre. Wie Satellitenaufnahmen zeigen, nimmt die Vegetation unseres Planeten seit Jahrzehnten ständig zu, und zwar quer über alle Kontinente und unabhängig von den Klimazonen. Das passt so gar nicht zu den allgegenwärtigen Meldungen von Dürren, Urwaldrodungen und Umweltzerstörung, die den Eindruck vermitteln, die Natur werde zurückgedrängt.

Doch jetzt kommt noch eine gute Nachricht hinzu – und die passt erst recht nicht ins Bild, das Umweltwarner vermitteln: Am Ergrünen der Erde ist in erster Linie der steigende Anteil an Kohlendioxid in der Luft verantwortlich. Ausgerechnet Kohlendioxid, das vielgescholtene CO₂ also, das am Klimawan-

del schuld sein soll, sorgt dafür, dass es auf der Erde grünt und blüht, wo vorher nur Sand und Staub waren.

ist, zugenommen hat. Insgesamt entspricht die Zunahme einem zusätzlichen grünen Kontinent von der doppelten Fläche der USA. Mithilfe von zehn der gängigsten Modelle für das Verhalten von Ökosystemen hat die Forschergruppe in Computersimulationen abgeschätzt, welche Ursachen welchen Anteil an der Zunahme der Vegetation haben. Das Resultat: Zu siebzig Prozent geht das Ergrünen auf die CO₂-Konzentration in der Luft zurück, die wegen der Verbrennung fossiler Brennstoffe zunimmt. Die weiteren wachstumstreibenden Faktoren rangieren nur unter «ferner liefern»: Der höhere Stickstoffeintrag trägt mit neun Prozent dazu bei, die eigentliche Erderwärmung mit acht Prozent und Veränderungen in der Landnutzung mit vier Prozent. Diese Abschätzung ist zwar vorderhand nur das Resultat theoretischer Berechnungen. Doch sie fällt so klar aus, dass am überwiegenden Einfluss des CO₂ kaum gezweifelt werden kann.



Zusätzlicher grüner Kontinent von der doppelten Fläche der USA.

del schuld sein soll, sorgt dafür, dass es auf der Erde grünt und blüht, wo vorher nur Sand und Staub waren.

Zweimal die Fläche der USA

Die Nachricht ist gut abgestützt. Hinter ihr stehen 32 Wissenschaftler von 24 Instituten aus 8 Ländern, unter Führung des Klimaspezialisten Zaichun Zhu von der Universität Peking und des Umweltforschers Ranga Myneni von der Universität Boston. Die Forscher haben ihre Erkenntnisse soeben in der renommierten Fachzeitschrift *Nature Climate Change* publiziert. Die Gruppe hat die Aufzeichnungen von drei Satelliten zwischen 1982 und 2009 ausgewertet. Sie hat errechnet, dass die Vegetation während dieser Jahre auf einem Viertel oder gar auf der Hälfte der Erdoberfläche, die nicht von Meeren oder Eis bedeckt

Düngeneffekt

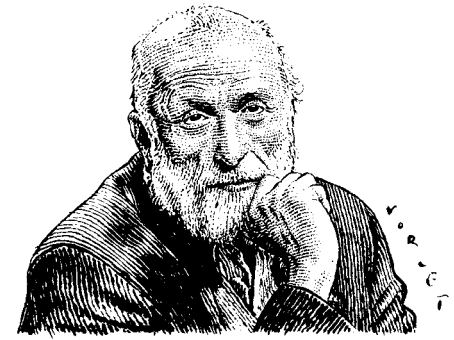
Dass hauptsächlich Kohlendioxid den Vegetationssprung ausgelöst hat, verblüfft nur jene, die von Biologie keine Ahnung haben. In Treibhäusern ist der Düngeneffekt von CO₂ längst belegt. Weil Pflanzen CO₂ benötigen, um wachsen zu können, gedeihen sie besser, wenn es mehr davon in der Luft hat. Es ist keine Über-

raschung, dass dieser Effekt auch global wirkt.

Die menschengemachte Düngewirkung fördert nicht nur den Vormarsch der Vegetation, sondern erhöht mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die Ernteerträge in der Landwirtschaft. Angesichts des weltweiten Bevölkerungswachstums, das noch immer anhält, ist das eine sehr gute Entwicklung.

Sicher bedeutet die positive Wirkung auf die Vegetation nicht, dass all die schlechten Folgen, die dem Kohlendioxid als Auslöser der Erderwärmung angelastet werden, dadurch vom Tisch wären. Bis heute ist aber weder die Zunahme von Stürmen, der Trend zu mehr Dürren noch ein rascherer Anstieg des Meeresspiegels nachzuweisen. Solche schlechten Wirkungen des CO₂ bleiben vorderhand Theorie. Doch das Ergrünen der Erde ist bereits Realität.

China ernähren



Carlo Petrini, Slow-Food-Erfinder.

Fernseh-Kochsendungen hält er für «Pornografie» und Drei-Sterne-Restaurants für «Gourmet-Fetischismus». Absolute Ansichten eines Fresspapstes. Und den eigentlichen Papst kennt er, Carlo Petrini, 66, natürlich auch, schliesslich stammt Franziskus wie er aus dem ländlichen Piemont, und das Katholiken-Oberhaupt hat sich bei ihm unlängst für die Übersendung einer Ernährungsbibel telefonisch wortreich bedankt. Was insofern erstaunt, als es sich bei Petrini um einen Sektengründer handelt. Dreissig Jahre sind es inzwischen her, seit er, umgeben von einem Dutzend Jüngern, in Barolo und Bra zu Tische sass. Der italienische Wein war damals von einem Methanolskandal mit 22 Todesopfern heimgesucht worden, und die jungen Gastro-Wilden, alle linker als Mao, sagten Big Mac und der gesamten Lebensmittelindustrie den Kampf an. Daraus entstand die Slow-Food-Bewegung, diese Melange aus Gesundheit und Genuss, Aufklärung und gutem Gewissen. Und «Carlin» Petrini war ihr Prophet, etwa des Projektes Chilometro Zero, Lebensmittel aus der unmittelbaren Umgebung, und von Terra Madre, gegen die Globalisierung und die Aufhebung der Jahreszeiten durch den Welthandel. Der glänzende Organisator und Selbstverkäufer stampte im heimatischen Pollenzo sogar eine Universität für seine Kulinarik aus dem Boden. Und blendet aus, dass er eine neue Art von Snobismus hervorgebracht hat: Gutes Essen vom Bauern nebenan ist rar und sündhaft teuer und wird für Grossstädter zum Luxus- und Beschaffungsproblem. Dennoch hat Peking den Sohn eines kommunistischen Eisenbahners und einer Gemüsefrau zum Ernährungsberater ernannt. Petrini, der Chefideologe von 100 000 bekennenden Slow-Food-Label-Benutzern, überlegt sich jetzt Konzepte für die Ernährung von 1,4 Milliarden Chinesen. Der asketisch aussehende Junggeselle lebt noch immer im Elternhaus, behütet und bekocht, da es mit seinen eigenen Kochkünsten nicht weit her ist, von seiner Schwester. Sein Lieblingsgericht sind Nudeln mit ein paar Tropfen *Olio d'oliva extra vergine*. Peter Hartmann

Fertig Pause

Von Peter Keller — Was die Schweiz in der Asylpolitik von Ungarn lernen könnte.

Vom Buhmann zum heimlichen Anführer: Wenn es um Asyl- und Migrationspolitik in Europa geht, kommt keiner mehr um den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán herum. Seine Regierung hat im Juni 2015 den Bau eines Grenzzauns angeordnet – trotz internationaler Proteste. Die Zahl der illegalen Migranten ist seither drastisch gesunken. Nach den Attentaten von Paris und Brüssel, wo zumindest teilweise Personen involviert waren, die die Balkanroute benutzt haben, ist die Kritik an Ungarn noch kleinlauter geworden.

Österreich kopiert inzwischen ziemlich schmerzfrei Orbáns Anti-Migrationskurs. Man sichert die Grenzen und ist gerade daran, den Brennerpass gegen den zu erwartenden Flüchtlingsstrom aus Italien auszubauen. Den politischen Boden bereitet für die Kehrtwende hat die oppositionelle FPÖ. Wichtiger aber war die schiere Zahl von Asylgesuchen im letzten Jahr: 88151. Die Mehrheit davon sind junge muslimische Männer, die nicht direkt aus den Kriegsgebieten in Syrien und dem Irak stammen.

Illegalen Grenzübertritt bestrafen

Was kann die Schweiz von Ungarn lernen? Zunächst den Willen, zu einer eigenständigen Asyl- und Migrationspolitik zurückzukehren. Während Justizministerin Simonetta Sommaruga noch immer völlig realitätsfremd auf eine «europäische Lösung» hofft, haben unsere Nachbarn Frankreich, Österreich und sogar Deutschland wieder systematische Grenzkontrollen eingeführt. Orbán ist schon zwei Schritte weiter, nicht nur weil er den Bau von Grenzbefestigungen angeordnet hat, auch in der Gesetzgebung: Wer illegal und ohne Dokumente ins Land kommt, begeht nach ungarischem Recht eine Straftat und verwirkt umgehend die Aussicht auf ein Asylverfahren. Offensichtliche Wirtschaftsmigranten – und das ist die grosse Mehrheit – werden zudem mit einem Schnellverfahren abgewickelt.

Solange Schengen/Dublin nicht funktioniert, müssen die betroffenen Staaten das Heft selber in die Hand nehmen. Das gilt besonders für den Bundesrat. Auch die Schweiz sollte den illegalen Grenzübertritt umgehend bestrafen, statt ihn mit einem Asylverfahren zu belohnen und damit indirekt auch das kriminelle Schleppergeschäft. Die Kontrollen an der Grenze sind zu verschärfen. Es ist an der Zeit, dass Sommaruga ihre politische Pinkelpause beendet.

Mehr zum Thema: Seite 48

Muff der ewigen Rebellion

Von Wolfgang Koydl — Die AfD wird als Partei von Ewiggestrigen verspottet. Altmodisch, unflexibel und borniert ist vielmehr die Generation der 68er.

Zu den Klischees, die Medien und politisches Establishment in der Bundesrepublik der Alternative für Deutschland (AfD) verpassen, gehört der Vorwurf, dass die Partei das Land zurück in die miefigen, spiessigen sechziger Jahre führen wolle. Ein wirrer Haufen Ewiggestriger habe sich da zusammengefunden, der sich mit erstaunlicher Hartleibigkeit immun gegen Fortschritt, Zukunft und Zeitgeist erweise. Das Programm, das sich die AfD soeben auf ihrem Parteitag in Stuttgart gegeben hat, sei der vorläufig jüngste und beste Beleg.

Der Vorwurf entbehrt nicht einer gewissen Komik, wird er doch ausgerechnet von jener politischen Strömung erhoben, die wie keine andere den versteinerten Status quo verkörpert: jene «linken, rot-grün verseuchten, leicht versifften 68er», von denen der AfD-Co-Vorsitzende Jörg Meuthen unter frenetischem Beifall sprach. Sie sind es, die den Staat und seine Institutionen erobert, in Besitz genommen und sich darin dickbräsig-wöhligh eingerichtet haben. Sie sind das eigentliche alte Deutschland; der frische Wind ihrer Jugend ist abgestanden und muffig, sorgfältig konserviert und eifersüchtig gehütet. Keine Experimente, bitte.

Alt sollen sie sein, die 68er? Irgendwie scheinen die beiden Begriffe einander auszuschliessen. Schliesslich glaubt gerade diese Generation, die ewige Jugend gepachtet zu haben. Sie, die einst den Muff aus mottenstichigen Talaren schüttelte, verkrustete Strukturen sprengte, Frauen befreite und freie Liebe pflegte und obendrein die – natürlich – coolste Musik aller Zeiten spielte. Diese Peter-Pan-Generation hat es – *forever young* – nie gelernt, in Würde zu altern und Posten, Privilegien sowie politischen Einfluss an Jüngere abzutreten. Diese Generation hält sich für einzigartig, und daher weiss sie noch immer alles besser. Sie sind die Stones der deutschen – und der europäischen – Politik: Establishment im Kostüm des ewigen Rebellen. Auch wenn die Jeansjacke ein wenig über dem Bauch spannt.

Neue Zeiten, neue Antworten

Man muss sich nur ansehen, welche Politiker im deutschsprachigen Raum als links-grüne Hoffnungsträger gelten: Der österreichische Präsidentschaftskandidat Alexander Van der Bellen ist 72 Jahre alt, der strahlende baden-württembergische Wahlsieger Winfried Kretschmann 67 und der dauerempörte Berliner Menschenrechtler Hans-Christian Ströbele sogar schon 76. Auch Claudia Roth, Renate

Künast oder Jürgen Trittin, die seit gefühlten Ewigkeiten die politische Bühne in Berlin bevölkern, stehen kurz vor der Rente.

Im Vergleich dazu sind die Mitglieder der AfD-Führungsrige noch jung, um die vierzig. Viele Mitglieder sind noch jünger, wie man der Namensliste der Delegierten entnehmen kann, die linke Hacker online stellten. Die Generation von Frauke Petry, Beatrix von Storch oder Björn Höcke erlebte die 68er – so wie die Mehrheit der deutschen Bevölkerung – als Eltern, Lehrer oder Vorgesetzte: ein wenig stur und gedanklich unbeweglich, als Menschen mit einem festgefügteten Weltbild, das allein schon deshalb unangreifbar war, weil es angeblich aus edelsten, hehrsten und besten Absichten bestand.

Doch die Welt hat sich verändert seit den wilden siebziger und achtziger Jahren. Neue Zeiten erfordern neue Antworten. Mit den 68ern lässt sich die Zukunft nicht gestalten. Denn auch für sie gilt das Naturgesetz, dass man im Alter Änderungen scheut und nur ungern über Bord wirft, was sich bewährt zu haben scheint. Die Turnschuhträger von einst sind alt geworden, alt und konservativ. Noch haben sie die Macht in den Medien und in der Politik. Doch ihre Nachfolger stehen schon bereit. Nicht umsonst nennt sich die AfD Anti-Establishment-Partei. Ihr Marsch durch die Institutionen hat gerade erst begonnen.



Keine Experimente: Grünen-Politikerin Roth.

Rehabilitierung der Rothaarigen

Von *Claudia Schumacher* — Verfolgt, verschmäht, verbrannt: Rothaarige hatten es schon immer schwer. Das könnte sich ändern, denn sie tragen das Gen für jugendliches Aussehen.

Sie stellen nur etwa ein Prozent der Weltbevölkerung. Rothaarige fallen auf. Dabei ernten sie oft Begehren oder Ablehnung und profitieren in beiden Fällen meist gleich wenig. Im alten Rom galt die Farbe bei Frauen als sexy. So sehr, dass rothaarige Sklavinnen aus dem Norden sich die Haare abschneiden und daraus Perücken für ihre römischen Herrinnen herstellen mussten. Das war zwar fies für die Rotschöpfe, aber noch gnädig im Vergleich zum Mittelalter, wo sie als Hexen auf dem Scheiterhaufen landeten.

Heute sind die Formen der Diskriminierung subtiler: Auf dem Schulhof heissen Rothaarige «Karottenkopf» oder «Tampon», und erwachsene Männer mit roten Haaren finden nicht nur seltener eine Frau, sie sind selbst bei Samenbanken als Spender unbeliebt. Dabei sind die Rothaarigen auch ohne weitere Ausgrenzung längst vom Aussterben bedroht.

Aber halt! Eventuell kann eine neue wissenschaftliche Erkenntnis das Ruder für die Rothaarigen, diesen irrational diskriminierten Teil der weissen Bevölkerung, noch einmal herumreissen. Holländische Forscher wollen in Zusammenarbeit mit dem Grosskonzern Unilever herausgefunden haben, dass Rothaarige das Gen tragen, welches für jugendliches Aussehen sorgt. Wie die BBC berichtet, haben die Wissenschaftler an der Erasmus-Universität in Rotterdam den ersten Teil menschlicher DNA entdeckt, der beeinflusst, wie jung ein Mensch auf andere wirkt.

«Gingerphobia»

Dabei handelt es sich um Genmutationen, die für die Abwehr von UV-Strahlen sorgen. Diese können aber auch zu roten Haaren führen. Das MC1R-Gen, um das es hier geht, wird daher auch als *ginger gene* bezeichnet. Unilever hofft, hier den Zugang zu einer revolutionären Anti-Aging-Pflege gefunden zu haben. Die Forschung steckt noch in den Kinderschuhen, und die genaue Wirkungsweise des Gens ist nicht klar. Wie wertvoll die Erkenntnisse für die Herstellung von Pflegemitteln also sein werden, wird sich erst zeigen müssen.

Doch so, wie es aussieht, haben die Rothaarigen bereits, was uns anderen fehlt. Den heiligen Gral in der überalterten Gesellschaft. Den Schlüssel zum etwas langsamer verlaufenden körperlichen Verfall.

In Grossbritannien, wo die Sonderbehandlung Rothaariger mit *gingerphobia* sogar einen Namen hat, schaut der Schauspieler und Rot-



«Es ist Zeit, das zu ändern!»: rothaariger Ire.

schopf Daniel Newman besseren Zeiten entgegen: «Rothaarige Männer waren in den Medien immer entweder die hässlichen Rothaarigen, die Mobbing-Opfer, die Unsympathen oder die Aussenseiter – es ist Zeit, das zu ändern!»

Womöglich werden Männer, deren Haare die Farbe der Liebe tragen, bald eine attraktivere Wahl sein für jugendversessene und fortpflanzungsbewusste Frauen. Historisch betrachtet, haben wir jetzt ausserdem eine neue Mutmassung darüber, weshalb rothaarige Frauen im Mittelalter brannten: Ihre Jugend und Schönheit erschien der Konkurrenz einfach widernatürlich. Den dunkelhaarigen Frauen, denen die Zähne wegfaulten und deren Männer der Rothaarigen hinterherrannten.

Eine andere neue Studie aus den USA macht wiederum Werbung für Brünette auf dem Fortpflanzungsmarkt: Sie sollen durchschnittlich etwas intelligenter sein als Rothaarige. An der Intelligenzfront geschlagen werden die Brünetten jedoch – allen blöden Witzen zum Trotz – von den Naturblondinen, welche in den USA die intelligenteste der nach Haarfarben sortierten Frauengruppen darstellen. Diese Forscher! Mischen einfach unsere Karten neu. Wer jetzt Angst hat, mit der eigenen Haarfarbe nicht mehr auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen: Ein Coiffeur kann helfen, wo die eigenen Gene enttäuschen.

Magnet

Von *Beat Gygi* — Ausländer vertrauen der Schweiz mehr denn je.

Die Schweizer Wirtschaft befindet sich seit Aufhebung der Euro-Franken-Kursuntergrenze im Januar 2015 in einer Stressphase, die immer wieder Überraschungen bringt. Die Erstarbung des Frankens hat quer durch die Branchen an den Margen gezehrt und auf die Ertragskraft gedrückt. Längere Arbeitszeiten, Kampf gegen Kosten, Suche nach neuen Produkten, Prüfen von ausländischen Standorten – das etwa sind die Rezepte, mit denen sich viele Firmen durchgekämpft haben. Konkursflut, Entlassungswellen und Rezession sind ausgeblieben – entgegen den Voraussagen etlicher Konjunkturforscher und Branchenvertreter.

Nächste Überraschung

Diese bleiben aber vorläufig bei ihrer gedrückten Stimmung, wenn sie die Wirtschaftslage erläutern, etwa nach dem Muster: «Die Leidenzeit ist für die Firmen noch lange nicht vorbei, und zu alledem provoziert das politische Klima Unsicherheit wegen offener Fragen zu EU und Zuwanderung.» Dies sei Gift für Investitionen, die Schweiz verliere ihre Anziehungskraft.

Aber schon wieder gibt es eine Überraschung. Für ausländische Investoren scheint die Schweiz geradezu ein Magnet zu sein. In der soeben publizierten jährlichen Umfrage des Beratungsunternehmens A.T. Kearney unter Führungskräften der tausend weltweit grössten Unternehmen figuriert die Schweiz auf der Rangliste der 25 attraktivsten Zielländer für Direktinvestitionen auf dem 11. Platz. Damit nicht genug: Sie hat sich in diesem Foreign Direct Investment Confidence Index jüngst um drei Ränge verbessert. Der Frankenschock sei offensichtlich nicht zum Schreck für ausländische Investoren geworden – im Gegenteil, kommentiert Andreas Liedtke, Partner und Chef von A.T. Kearney Schweiz, den Befund.

Das Resultat ist frappant, wenn man bedenkt, dass der Franken 2015 ja wertvoller geworden ist und Ausländer zum Kauf von Schweizer Firmen oder Aktien mehr aufwenden müssen als vorher. Aber der Clou kommt noch: Für die Befragten sind die zwei wichtigsten Investitionskriterien Marktgrösse und verfügbare Arbeitskräfte, dahinter kommen politische und wirtschaftliche Stabilität sowie Transparenz in der Regulierung. Bei der Marktgrösse kann die Schweiz nicht punkten, also muss sie auf den anderen Gebieten umso stärkere Trümpfe haben, um Investoren anzuziehen.

Personenkontrolle

Burkhalter, Fanzun, Cameron, Trump, Burkhalter, Dahinden, Maurer, Gössi, Pfister, Jordan, Supino, Hermann, Leemann, Wasserfallen, Brok, Strehle, Rutishauser

Es waren eigentlich Selbstverständlichkeiten, die Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) aussprach, als er letzte Woche an der ETH seine Aussenpolitik erklärte. Und doch liessen sie aufhören. Der Aussenminister gab denjenigen recht, die meinen, Geschichte und Tradition seien für die Schweizer Aussenpolitik «sicherlich kein schlechter Ratgeber». Und er wandte sich gegen diejenigen, für die es «die Schweiz möglichst so machen soll wie vergleichbare Länder». Denn dieser Ansatz verkenne das «einzigartige Profil» der Schweiz, «das zukunftsfruchtig ist». Was soll an diesen Selbstverständlichkeiten aufhören lassen? Die tonangebenden Politologen höhnen seit einem Vierteljahrhundert darüber. Einer von ihnen schrieb vor rund dreizehn Jahren eine scharfe Kritik, die Schweiz hinke «wegen ihres rigiden Neutralitäts- und Souveränitätsverständnisses» den anderen Ländern hinterher: «Es sind die konstitutiven Elemente ihres politischen Systems, welche die Schweiz daran hindern, angemessen auf den Wandel in ihrem Umfeld zu reagieren.» Diese Stimme aus der Vergangenheit hat wohl an der Rede des Aussenministers mitgeschrieben: Es ist **Jon Albert Fanzun**, Burkhalters heutiger Kabinettschef. (sär)

Der britische Premierminister **David Cameron** macht sich mit dem Gedanken vertraut, dass der nächste US-Präsident **Donald Trump** heissen könnte. Getreu dem Motto «Man weiss ja nie» hat er, so ist der *Daily Mail* zu entnehmen, seine Diplomaten in Washington angewiesen, mit Hochdruck Kontakte zu aussenpolitischen Beratern des republikanischen *front runner* aufzubauen. Derweil übt sich das Aussendepartement von **Didier Burkhalter** (FDP) in kühl abwägender Schreibtisch-Routine. Der Schweizer Botschafter in Washington, **Martin Dahinden**, und seine Mitarbeiter haben sich noch nicht persönlich um die Trump-Leute bemüht. Entsprechende Informationen der *Weltwoche* bestätigt das EDA: Derzeit liege der «Fokus auf der Analyse der politischen Konzepte und aussenpolitischen Stossrichtungen der Kandidatinnen und Kandidaten», schreibt das Departement. (fsc)

Obwohl die meisten Parteien rechts der Mitte die Nein-Parole zur Milchkuh-Initiative be-



Schreibtisch-Routine: Dahinden, Burkhalter.



Lernen aus Niederlagen: Elmar Brok.



Die Alten vom Land: Thomas Jordan.



Zu viele Hochzeiten: Michael Hermann.



Ja oder Nein: Petra Gössi.

schlossen haben, setzen sich kaum bürgerliche Schwergewichte gegen das Volksbegehren ein. Bundesrat **Ueli Maurer** (SVP), der die Nein-Position des Bundesrats vertreten muss, focht sich um den Auftritt in der Abstimmungs-«Arena». Und die neuen Parteipräsidenten von FDP und CVP, **Petra Gössi** und **Gerhard Pfister**, deren Parteien ein Nein empfehlen, wollen öffentlich ebenfalls nicht auftreten. Mit gutem Grund, denn beide gehören dem Initiativkomitee an und haben im Nationalrat noch mit Ja gestimmt. (fsc)

Seit der Präsident der Schweizerischen Nationalbank (SNB), **Thomas Jordan**, die neue Fünzigernote wie ein Kunstwerk enthüllt hat, ist das giftgrüne Neu-Papiergeld nicht nur in den Portemonnaies der Bevölkerung omnipräsent. Die SNB hat das Land zudem mit einem wochenlangen Werbungs-Trommelfeuer überzogen, zu dem sogar eine Mobile-App gehört, die dazu einlädt, die Banknote zu «entdecken». Den Schwerpunkt der Kampagne legt die SNB allerdings mit Werbung beim staatlichen Monopolfernsehen

SRF und bei der Allgemeinen Plakatgesellschaft (APG), die zu einem Grossteil Werbeflächen auf öffentlichem Grund bewirtschaftet. Über die Frage, wieviel die Werbekampagne kostet, schweigt sich die SNB aus. Immerhin begründet ein Sprecher die Wahl der SRG als Hauptwerbeträger: Damit erreiche man die Alten vom Land besonders lückenlos, die ansonsten von dem neuen Design der Banknote nichts mitbekämen. (fsc)

Auch wenn die Leser des linken *Tages-Anzeigers* nichts davon spüren, so ist Tamedia-Verleger **Pietro Supino** doch stadtbekannt für eine halbwegs bürgerliche Grundierung seiner politischen Haltung. Es war daher für den gewieften «Politgeografen» **Michael Hermann** ein Leichtes, ihm eine verborgene politische Agenda zu unterstellen, als Tamedia in der Ausmarchung um die Wahlumfragen die beiden aus *20 Minuten* bekannten Demoskoppen **Lucas Leemann** und **Fabio Wasserfallen** dem Sotomo-Institut von Hermann vorzog. Via *Schweiz am Sonntag* wurde Supino als rechter Überzeugungstäter angeprangert, der

den politisch missliebigen Scharfschreiber Hermann abserviert. Zwar überholt sich Hermann tatsächlich seit den letzten Wahlen regelmässig selber auf der linken Spur. Doch damit hat der Entscheid über die Wahlumfragen nichts zu tun. Verlagsinternen Quellen zufolge hat sich Hermann ins Abseits manövriert, indem er auf zu vielen Hochzeiten tanzte, was dem publizistisch links wie rechts praktizierten Streben nach Exklusivität zuwiderläuft. (fsc)

Ein seltsames Demokratieverständnis offenbarte der deutsche CDU-Politiker **Elmar Brok** in einem TV-Talk. Brok sitzt seit 1980 im EU-Parlament und ist dort das dienstälteste Mitglied. Im Zusammenhang mit einer möglichen Abstimmung der Deutschen über die Zukunft des Euro reagierte Brok unwirsch. «In Deutschland gibt es keine Volksabstimmungen», entfuhr es ihm, «aus gutem Grund nicht, das haben wir in den Niederlanden erlebt.» Er meinte damit den Entscheid der Niederländer gegen das EU-Abkommen mit der Ukraine, der für Brüssel einen herben Rückschlag bedeutete. «Die Emotionen, die damit verbunden sind», führte Brok weiter ins Feld gegen Abstimmungen. Fehlte nur noch das Argument, das Volk sei angesichts so komplexer Sachfragen überfordert. (are)

Fast könnte man meinen, beim *Tages-Anzeiger* habe immer noch der linksextreme ehemalige Chefredaktor **Res Strehle** das Sagen und nicht Arthur Rutishauser. «Ein Tag der Arbeit ohne Aufruhr», titelte der *Tagi* auf der Front – was allerdings weder den Tatsachen noch den Berichten im eigenen Blatt entsprach. «Randale von Freitag bis Sonntag», vermeldete das Blatt einige Seiten weiter hinten. Es habe «massive Schäden» gegeben. In einem weiteren Artikel war von einem «eigentli-

Nachruf



Kraft der Stimme: Synchronsprecher Hess.

Wolfgang Hess (1937–2016) — Kino-Fundamentalisten (in der Schweiz sehr verbreitet) ist die Synchronisation ins Deutsche, oder in welche Sprache auch immer, eine Sünde schlimmsten Zuschnitts. Die aufgepappten Stimmen würden dem Film einen mit dem Theater vergleichbaren «Live-Charakter» nehmen, sie würden Authentisches zerstören. Stimmt ja auch meistens, aber eben nicht immer. Es gab

chen Saubannerzug» schon in der Nacht von Freitag auf Samstag zu lesen. Allein dieser Akt des «Vandalismus» habe über 200 000 Franken Schaden verursacht. Der Vandalis-

und gibt deutsche Synchronsprecher, die kraft ihrer Stimme die Figur, für die sie sprechen, sogar um eine Dimension erweitern – ganz besonders, wenn es um nicht ernst zu nehmende Leinwandturbulenzen geht, um pures Vergnügen wie beim legendären Hanswurstgespann Bud Spencer und Terence Hill, für die der legendäre Berliner Rainer Brandt die deutschen Dialoge schrieb, Kalauer-Feuerwerke der besonderen Art. Und der Schweizer Schauspieler Wolfgang Hess war mit seiner rauchigen Stimme der ideale Bud Spencer.

Seit den siebziger Jahren sprach er ihn mit einem besondern Klangfuror. Der gebürtige Zürcher studierte in München Theater- und Zeitungswissenschaft, spielte an verschiedenen Bühnen, bis er mit seiner Reibeisenstimme Synchron-Produzenten auffiel und Hollywood-Stars wie Charles Bronson, Michael Gambon, Marcello Mastroianni und anderen seine Stimme lieh, immer mit grosser Sorgfalt, den jeweiligen Charakteren folgend. Aber mit Bud Spencer scharte er sogar eine Fangemeinde um sich. Wenn schon wild gekalauert und gealbert wird, dann bitte nur mit Wolfgang Hess als Spencer.

Und der Italiener schrieb sofort auf seiner Facebook-Seite, dass er der unvergleichlichen Stimme von Hess eine Menge zu verdanken habe. *Wolfram Knorr*

mus habe eine «weitere Dimension» erreicht. Wie aus dieser Zerstörungsbilanz ein «Tag der Arbeit ohne Aufruhr» werden konnte, bleibt das Geheimnis der Redaktion. (gut)

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für WiFi und Internet.

Raphael Foucault
Account Manager
Hospitality & Education



Ob Bar, Restaurant, Hotel oder Schule – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Für sämtliche Fragen zur Digitalisierung eines Gastronomie- oder Ausbildungsbetriebs liefern wir die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Raphael Foucault | Tel. 044 577 77 99 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Sommarugas Enteignungsgesetz

Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli — Vor der Abstimmung über die Asylgesetzrevision säuseln die Befürworter, niemand brauche sich vor Enteignungen zu fürchten. Wer Gesetz und Botschaft liest, wird eines Besseren belehrt: Bern greift gezielt in Grundrechte ein.

Der Artikel 95b des neuen Asylgesetzes steht unter dem Titel «Enteignungsrecht und anwendbares Recht». Darunter heisst es in bestem Juristendeutsch: «1. Der Erwerb von Grundstücken für Bauten und Anlagen zur Unterbringung Asylsuchender sowie die Begründung dinglicher Rechte an solchen ist Sache des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD). Das EJPD ist ermächtigt, nötigenfalls die Enteignung durchzuführen. 2. Das Plangenehmigungsverfahren richtet sich nach diesem Gesetz und subsidiär nach dem Bundesgesetz vom 20. Juni 1930 über die Enteignung (EntG).»

Das Staatssekretariat für Migration (SEM) beeilte sich, zu erklären, Enteignungen seien bloss als Ultima Ratio vorgesehen. Staatssekretär Mario Gattiker betonte gegenüber dem *Sonntagsblick*, sie sollten zwar theoretisch möglich sein, «aber wir suchen nach einvernehmlichen Lösungen». Das EJPD liess verlauten, Beschlagnahmungen seien «äusserst selten», und verglich die Situation mit jener der Armee. Nur geht bei diesem Vergleich vergessen, dass es sich beim Flüchtlingswesen um einen dynamischen Wachstumsmarkt handelt, während die Armee in den letzten Jahrzehnten ständig abgebaut wurde. Auch andere Politiker wie die Zürcher FDP-Nationalrätin Doris Fiala betonen, Enteignungen seien ein Hirngespinnst und fänden gar nicht statt (siehe Artikel Seite 19). Warum schreibt man sie dann überhaupt ins Gesetz?

Das Säuseln und Verwedeln vor der Volksabstimmung vom 5. Juni widerspricht der eigentlichen Absicht der Regierung. Während des Gesetzgebungsverfahrens vertrat Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) pointiert die Ansicht, die Enteignungsmöglichkeit des vorgesehenen «Plangenehmigungsverfahrens» gehöre zum unverzichtbaren Kernbestand der Asylgesetzrevision. Im August 2015 sagte sie der Staatspolitischen Kommission, ohne Enteignungsrecht könne man «die Neustrukturierung gleich vergessen». Sommaruga pochte gemäss *Sonntagsblick* mit Nachdruck auf das zentrale Steuerungs- und Durchgriffsrecht des Bundes. «Wenn wir jedes kantonale Baurecht berücksichtigen müssen, ist eine zentrale Steuerung nicht mehr möglich», heisst es wörtlich im geheimen Kommissionsprotokoll.

Was Sache ist, sprach der Bundesrat auch in seiner Botschaft zur Änderung des Asylgesetz-

zes ehrlich und unmissverständlich aus. Trotz Einwänden in der Vernehmlassung halte er an der vorgeschlagenen Regelung fest: «Das Plangenehmigungsverfahren bildet einen notwendigen Bestandteil für eine erfolgreiche Umsetzung der Neustrukturierung des Asylbereichs.» Ohne «Plangenehmigungsverfahren» samt Enteignungen wäre die bundesrätliche Asylpolitik nach eigenen Angaben also am Ende ihres Lateins.

Auch der Hauseigentümerverband (HEV) hat gemerkt, was mit dem neuen Asylrecht auf dem Spiel steht. In Inseraten drückte er seine Sorgen aus und stellte Bundesrätin Sommaruga einige unbequeme Fragen zu den Zwangsenteignungen, welche diese in beleidigtem Ton als unerheblich zurückwies, aber nicht präzise beantwortete. Einmal mehr eilte die angeblich liberale «Operation Libero» Sommaruga zu Hilfe und rief die Hauseigentümer zum Austritt aus ihrem Verband auf. Dazu lieferte das jugendliche Zeitgeistgrüppchen von künftigen Staatsangestellten im angeblichen Interesse der «politischen Kultur» gleich auch ein vorgedrucktes Austrittsformular: «Die Inseratenkampagne vom [sic] HEV gegen die Asylgesetzrevision veranlasst mich leider, meine Mitgliedschaft im HEV aufzukündigen.»

Die Furcht vor Enteignungen ist auch deshalb nicht aus der Luft gegriffen, weil die Kapazitäten zur Unterbringung der Asylbewerber schon heute nicht mehr ausreichen. Viele Gemeinden sind am Anschlag und greifen zu unzimperlichen Mitteln. So wurde letzte Woche bekannt, dass die Zürcher Gemeinde Richterswil Mietern einer gemeindeeigenen Liegenschaft zum Teil nach Jahrzehnten gekündigt hat, weil sie dort Migranten einquartieren will.

Angriff auf den Rechtsstaat

Die Möglichkeit für staatliche Enteignungen von Privatpersonen und Gemeinden ist eine Tatsache und zentral im neuen Asylgesetz. Die Folgen für den Rechtsstaat sind ernsthaft zu diskutieren. Die Eigentumsgarantie gehört zum Fundament unserer freiheitlichen Ordnung und bildet für jede funktionierende Marktwirtschaft neben der Arbeitsteilung die unverzichtbare Grundlage des Wohlstands. Doch bereits heute werden Besitz und Erwerb von Wohneigentum zunehmend durch staatliche Auflagen und Einschränkungen behindert. Dies geschieht selbstverständlich immer



Bewilligung nicht nötig: Bundesasylzentrum



Widerstand befürchtet: Unterkunft in Thun.

auch zum Nachteil der Mieter. Wenn sich Investitionen ins Bauen und Renovieren für den Besitzer nicht mehr rechnen, gibt's auf dem Markt keinen bezahlbaren Wohnraum mehr. Der sogenannte soziale Wohnungsmarkt ist kein Ausweg: Es gibt nichts Unsozialeres als diese angeblich soziale Institution, denn Bevorzugung der einen heisst immer auch Diskriminierung der andern.

Die Bundesverfassung garantiert das Recht auf Eigentum im ersten Kapitel unter den «Grundrechten». «Das Eigentum ist gewährleistet», heisst es in Artikel 26 Absatz 1. Ohne Eigentumsgarantie sind weder Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen noch eine



in Bremgarten.



«Zweiklassenjustiz»: Bundesrätin Sommaruga mit Asylbewerbern in Losone.

freie und wohlhabende Gesellschaft möglich. Die Geschichte sollte eigentlich der beste Zeuge sein: Beginnt ein Staat, seine Bewohner zu enteignen, ist bald auch das Leben der Menschen in Gefahr. Dass sie lieber dorthin ziehen, wo privates Eigentum besteht und respektiert wird, zeigen die gegenwärtigen Migrationsströme nur allzu eindrücklich.

Die im neuen Asylgesetz vorgesehenen Enteignungen sind ein gezielter Anschlag auf direkte Demokratie, Föderalismus und Gemeindeautonomie. Mit den zentralistischen «Plangenehmigungsverfahren» (inklusive Enteignungen) kommen einmal mehr die Rechte der Bürger unter die Räder. Ein ge-

wöhnlicher Bürger benötigt für die Errichtung eines Gebäudes, für eine Umnutzung oder für einen Umbau eine Baubewilligung der Gemeinde. Die davon betroffene Nachbarschaft darf Einsprache erheben oder entsprechende Rechtsmittel ergreifen. Schon das geltende Asylrecht ritzt diesen Grundsatz empfindlich, doch die Revision führt zu noch schwerer wiegenden Eingriffen: Der Bund darf neu Grundstücke im Eigentum von Gemeinden, Privaten oder Firmen enteignen, um darauf eine Asylunterkunft zu errichten. Das hat negative Auswirkungen nicht nur auf die Direktbetroffenen, sondern auch auf die Anwohner, ja auf das ganze Quartier, da die um-

liegenden Grundstücke ebenfalls an Wert verlieren, ohne dass irgendeine Entschädigung erwartet werden kann.

Bereits heute können bestehende Anlagen und Bauten des Bundes befristet für Asylunterkünfte genutzt werden – und der Bund muss dabei weder eine Bewilligung des Kantons noch eine solche der Gemeinde einholen. Diese Möglichkeit wurde in den letzten Jahren denn auch ständig genutzt, etwa in Bremgarten, Les Rochats, Thun oder Grandvillard. Genau diese Erfahrungen mit dem Widerstand der direktbetroffenen Bürger und Gemeinden sind es wohl, die Sommarugas Justizdepartement dazu verleiteten, nach dem Instrument der Enteignung zu rufen.

Gemeinden und Kantone sollen auch beim revidierten Asylgesetz aussen vor bleiben (Artikel 24c). Neu können Bundesbauten sogar dauerhaft für das Asylwesen umgenutzt oder errichtet werden – und zwar ohne ordentliches Baubewilligungsverfahren. Das bürokratische Zauberwort heisst «Plangenehmigungsverfahren» (Artikel 95). Damit können kantonale baurechtliche Vorschriften übergangen werden, es sei denn, Raum und Umwelt würden ausserordentlich belastet (dann würde ein raumplanerischer Sachplan notwendig).

Dabei geht der Bundesrat noch weiter, als es im Armeebereich möglich ist. «Für die militä-

Viele Gemeinden sind am Anschlag und greifen zu unzimperlichen Mitteln.

rischen Anlagen, die dauerhaft zivil genutzt werden sollen, oder für die Überbauung von Grundstücken des Bundes muss nach heutigem Recht in den meisten Fällen nicht nur eine Umzonung, sondern auch ein ordentliches kantonales Bewilligungsverfahren durchgeführt werden», heisst es in der Botschaft. Solche Verfahren dauerten erfahrungsgemäss «sehr lange». Deshalb müsse «für das Erreichen der angestrebten Neustrukturierung im Asylbereich» nach Beschleunigungsmöglichkeiten gesucht werden. Die ordentlichen rechtsstaatlichen Bewilligungsverfahren sollten eliminiert und durch ein «bundesrechtliches Plangenehmigungsverfahren» ersetzt werden.

Alle Macht dem EJPD

Dabei will sich das Sommaruga-Departement auch gleich sämtliche Entscheidungsbefugnisse zuschanzen. Die «Entscheidungsverfahren» sollten «in der Weise konzentriert werden, dass die Einhaltung der verschiedenen anwendbaren bundes- und kantonrechtlichen Bestimmungen von einer einzigen Behörde (vorgeschlagen wird das GS EJPD) beurteilt wird», so die Botschaft. Das federführende

Generalsekretariat (GS) des federführenden Departements (EJPD) will sich also selbst auf den Thron hieven lassen – und Bundesrat und Parlament erfüllen ihm den Ermächtigungswunsch. Dies sei problematisch, schreibt der Schweizerische Gemeindeverband, da das EJPD in der Angelegenheit ja «selbst Partei» sei.

Konkret: Wer stellt in den «Plangenehmigungsverfahren» den Antrag? Das EJPD. Wer leitet das Verfahren ein? Das EJPD. Wer behandelt die Einsprachen? Das EJPD. Wer entscheidet darüber? Das EJPD.

Auch bei den Enteignungen liegt alle Macht beim Justizdepartement. Den Antrag stellt das Staatssekretariat für Migration via EJPD. Das EJPD ist ermächtigt, die Enteignungen auch durchzuführen. Rechtsmittelverfahren und Entscheidungsgewalt liegen ebenfalls beim EJPD.

Über solche Machtfülle würde sich sicher jeder Autokrat dieser Welt freuen. Wer danach noch immer nicht zermürbt ist und genügend Finanzmittel zur Verfügung hat, kann sich ans Bundesverwaltungsgericht und in zweiter Instanz ans Bundesgericht wenden.

Dass solche Eingriffe in Grundrechte ausgerechnet aus dem Departement einer Justizministerin kommen, die sich bei anderen Gelegenheiten als hochsensible Verteidigerin des Rechtsstaats inszeniert, bleibt erstaunlich. Wo Sommaruga etwa bei der Ausweisung krimineller Ausländer unablässig das Verhältnismässigkeitsprinzip bemühte oder vor einer «Zweiklassenjustiz» warnte, scheinen rechtsstaatliche Bedenken bei Enteignungen für Asylmigranten keine Rolle zu spielen. Zwar sehen heute schon Gesetze vor, dass Immobilienbesitzer enteignet werden können, wenn es um den Bau von Anlagen des öffentlichen Interesses geht, etwa von Bahnlinien, Nationalstrassen oder Waffenplätzen. Die Eigentümer werden in diesen Fällen mittels Schätzungsverfahren entschädigt. Die Gleichstellung von eher ortsgebundenen Bauvorhaben wie etwa von Nationalstrassen mit Asylunterkünften ist juristisch indes umstritten. Anders als eine Bahnlinie oder eine Autobahn müsse «ein Asylzentrum nicht zwingend an einem bestimmten Ort stehen», sagte Alain Griffel, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Zürich, im *Tages-Anzeiger*.

Um einen Eingriff in Grundrechte – wie hier das Recht auf Eigentum – zu rechtfertigen, braucht es gemäss juristischer Lehre drei Bedingungen: eine gesetzliche Grundlage, ein überwiegendes öffentliches Interesse und die Wahrung der Verhältnismässigkeit. Am 5. Juni geht es zunächst darum, diese Fragen grundsätzlich auf politischer Ebene zu beantworten. Davon zu unterscheiden ist der konkrete Enteignungsfall. Mit dem vom EJPD angeregten Artikel 95b schaffe der Gesetzgeber die Grundlage für spätere Enteignungen

«schon mal wunderbar», sagt ein Jurist, der nicht genannt werden will. Vorgespurt hat der Bundesrat auch punkto öffentlichen Interesses. Dieses sei bei der Nutzung von Gebäuden für Asylbewerber «regelmässig sehr hoch zu gewichten», schreibt er in der Botschaft. Der Gesetzgeber definiere selbst, worin dieses öffentliche Interesse bestehe, sagt Peter Hänni, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Freiburg und Direktor des Instituts für Föderalismus. Es bestehe ein «weites Ermessen» bei der Frage, ob ein bestimmtes Interesse – konkret: die Unterbringung von Asylbewerbern – als so gewichtig einzustufen sei, dass eine Enteignung gerechtfertigt werden kann.

Auf dem Holzweg

Mit der Annahme des neuen Asylgesetzes fiele das Hauptargument betroffener Bürger, Unternehmen oder Gemeinden zur Verteidigung des Eigentumsrechts also weg – denn damit würde eine klare gesetzliche Grundlage geschaffen, wie sie nötig ist für Enteignungen. Dass Bundesrat und Parlament die Möglichkeit solch drastischer Massnahmen zum «notwendigen Bestandteil» der Revision erklären, zeigt: Sie wissen genau, dass sich die Bevölkerung gegen die Errichtung von Bundesasylzentren wehren wird – und zwar unter Ausschöpfung aller Rechtsmittel. Offensichtlich ist es bequemer, einzelne Bürger zu enteignen, als die Asylprobleme zu lösen und die weitverbreiteten Sorgen der Bevölkerung wirklich ernst zu nehmen. Ein erster Schritt wäre getan, wenn die Behörden das geltende Asylgesetz beachten und endlich konsequent zwischen Wirtschaftsmigranten und echten Flüchtlingen unterscheiden würden.

Doch danach sieht es nicht aus. Als ob die Androhung durchaus realer Enteignungen nicht genug wäre, wollen Justizministerin Sommaruga und ihr Chefbeamter Gattiker mit der Unterstützung von Bundesrat und Parlamentsmehrheit auch möglichst viel Intransparenz über die Verfahren breiten. In gewissen Fällen – etwa bei Bauten und Anlagen, die nicht länger als drei Jahre bestehen – muss im Rahmen von «vereinfachten Plangenehmigungsverfahren» (Art. 95j) nicht einmal ausgesteckt werden. Auch Bürger und Öffentlichkeit werden bewusst nicht informiert: «Das Gesuch wird nicht publiziert und nicht öffentlich aufgelegt», heisst es in Absatz 3 des zitierten Artikels.

Der Schluss ist nicht allzu gewagt: Eine Asylpolitik, die ihre Ziele nur durch Enteignungen, zentralistisch-bürokratische «Plangenehmigungsverfahren» und Geheimverfahren unter Ausschluss der Bürger erreicht, ist auf dem Holzweg. Kein Wunder, hat Asylbundesrätin Simonetta Sommaruga im Nationalratsaal wortlos die Flucht ergriffen, als das Wort «Enteignung» fiel.

Asyl

Rasch, korrekt

Von Doris Fiala — Für den gesunden Menschenverstand, keine Angst vor Enteignungen!

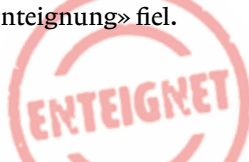
Sechs Verfahrenszentren, zehn Ausreisezentren und zwei besondere Zentren für renitente Asylsuchende plant der Bund. Ziel: die rasche und korrekte Abwicklung von Asylverfahren. Der Testbetrieb in Zürich zeigt gute Resultate. Das Modell hat bei über achtzig Ländern und Organisationen für Aufsehen gesorgt, gilt gar als Vorbild in Europa, wie man die Herausforderung von zahlreichen Flüchtlingsankünften managen kann. Was in Zürich gut angelaufen ist, will man nun ausweiten. Das ist im Interesse der ganzen Schweiz.

Wann immer der Bund Infrastruktur von nationalem Interesse errichten will, braucht es ein «Plangenehmigungsverfahren» – sei es für Autobahnen, Eisenbahnen oder wichtige Stromleitungen. Genau das erweist sich als emotionale Knacknuss – man spielt mit der Enteignungsangst. Die SVP fürchtet, dass im grossen Stil enteignet werden soll – und dies zugunsten von Asylsuchenden. Der Vergleich hinkt: Das zwingend notwendige «überwiegende öffentliche Interesse» dürfte gemäss Rechtsexperten bei Asylunterkünften schwer nachzuweisen sein. Im Gegensatz zu Autobahnen, die nicht beliebig durch die Schweiz gelegt werden können, findet man für eine Asylunterkunft eher eine Alternative. Das neue Asylgesetz lehnt sich an jenem für militärische Bauten an. Und in den vergangenen zwanzig Jahren ist es zu keiner einzigen Enteignung für militärische Bauten und Anlagen gekommen!

Vorgehen funktioniert bestens

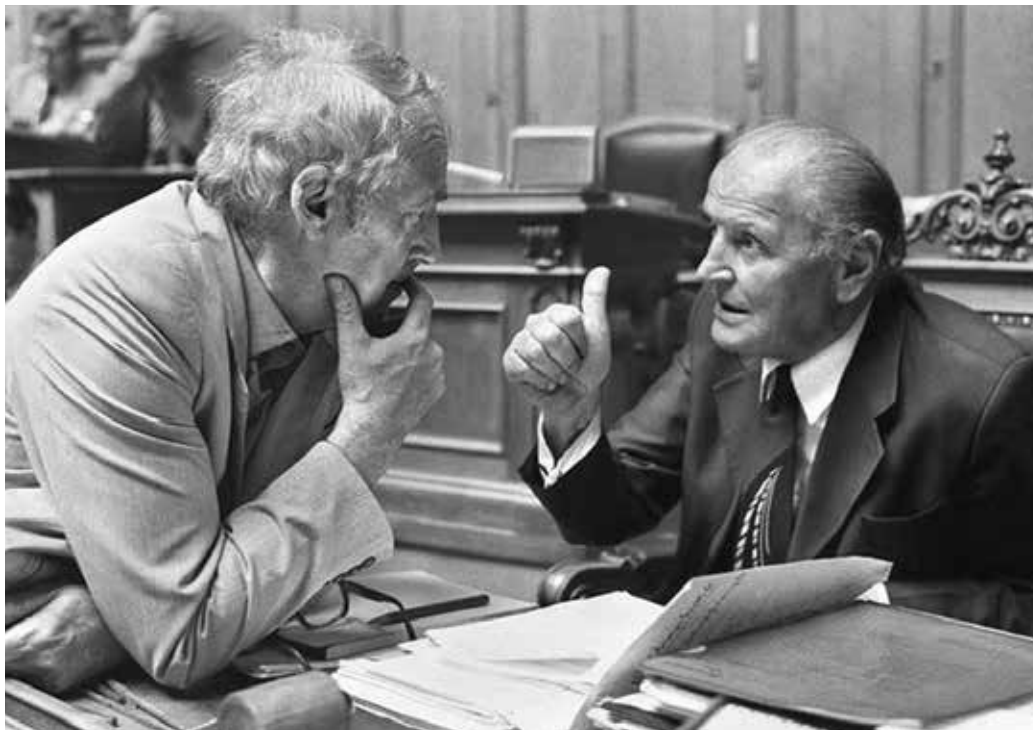
Der Bund plant Zentren mit Unterkünften für 250 bis 500 Menschen; die Bemerkung sei daher erlaubt, dass wohl keine Eigentumswohnung und kein Privathaus Raum und Platz für eine so grosse Zahl von Flüchtlingen bieten könnte. Geplant sind deshalb Zentren vor allem in Bauten und Infrastrukturen des Bundes oder der Kantone, wie etwa in nicht mehr benötigten Truppenlagern. Dieses Vorgehen funktioniert gemäss dem Präsidenten der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren, Regierungsrat Hans-Jürg Käser, bestens – bisher konnten sich der Bund und die Eigentümer in allen Fällen einvernehmlich einigen –, von Enteignung keine Spur. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, dass der Bund kein Interesse hat, sich auf lange Rechtsstreite mit Privaten einzulassen, man will ja Verfahren beschleunigen. Die Verantwortlichen wollen doch dieses Ziel nicht selbst torpedieren!

Doris Fiala ist Zürcher FDP-Nationalrätin.



Das Bundeshaus ist ein Minenfeld

Von Helmut Hubacher — Justizministerin Sommaruga bearbeitet die schwierigsten Dossiers überhaupt. Ihre Gegner blenden aus, dass das globale Flüchtlingselend zum unlösbaren Problem geworden ist.



Gebührende Lektion: Helmut Hubacher (l.) mit SP-Bundesrat Willi Ritschard, 1983.

Roger Köppel hat letzte Woche beim Knatsch mit Bundesrätin Simonetta Sommaruga erklärt: «Ich bin gewählt worden, um Frau Sommaruga zu hinterfragen.» Das würde bedeuten, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Statt dessen hat er ihr vorgeworfen: «Sie wollen den Leuten die Häuser und Wohnungen wegnehmen, um dort die von ihnen ins Land geholten jungen Männer aus Somalia, Gambia und Eritrea als Asylanten unterzubringen.»

Was hätte Willi Ritschard gesagt?

Köppel unterstellt der Justizministerin, ihr stünden Asylanten näher als Herr und Frau Schweizer. Asylanten zuliebe müssten sie halt auf ihre Wohnung verzichten. Oder sie würden auf die Strasse gestellt.

Der andere Vorwurf, Sommaruga würde persönlich Asylanten ins Land holen, ist so grotesk, dass ihn niemand ernst nimmt. Roger Köppel hingegen kokettiert, er sei mit der Bundesrätin doch «sachlich» umgegangen. Als ob seine Verleumdungssarie ein Weihnachtslied wäre.

Versagt hat Christa Markwalder, als Ratspräsidentin. Sie ist dafür zuständig, für eine zivilisierte Gesprächskultur zu sorgen. Also hätte sie Köppel dazu ermahnen müssen. Das tat sie nicht. Entweder war sie eingenickt, oder sie ist ihrem Amt (noch) nicht gewachsen. Das trifft auch für die SP-Fraktion zu. Statt hinauszuge-

hen, hätte der Fraktionspräsident für eine «persönliche Erklärung» das Wort verlangen sollen. Um Köppel «zu stallen», wie Willi Ritschard gesagt hätte. Um ihm die gebührende Lektion zu erteilen. So jedoch hat die Fraktion ihre Bundesrätin im Stich gelassen. Die beleidigte Leberwurst zu demonstrieren, ist nach dem Parteiprogramm keine politische Option. Herbert Wehner, der im Deutschen Bundestag für seine bissigen Zwischenrufe berüchtigt war, warnte: «Wer rausgeht, muss auch wieder reinkommen.»

Ein Wort zu Simonetta Sommaruga. Sie verliess, während Köppel noch redete, ihren Platz. Das ist zumindest ungewöhnlich. In meinen 34 parlamentarischen Dienstjahren habe ich das nie erlebt. Dahinter steckt eine komplizierte Geschichte. Wahrscheinlich bearbeitet die Justizministerin die beiden schwierigsten Dossiers überhaupt: Migration und EU.

Roger Köppel führt schon seit längerer Zeit eine recht rüde Kampagne gegen Sommaruga. Als ob sie im Alleingang ihre persönliche Flüchtlingspolitik machen würde, nicht die der Bundesratsmehrheit. In der *Weltwoche* wird mit der Justizministerin permanent abgerechnet. Sie steht unter politischem Dauerbeschuss.

Ich hatte mir nach den Herbstwahlen gewünscht, dass Sommaruga einen Departementswechsel verlangt. Das hat sie nicht ge-

tan. Wie ich sie kenne, aus dem Pflichtbewusstsein heraus, angefangene Reformen zu Ende zu bringen und nicht davonzulaufen. Ueli Maurer ist noch so dankbar, sich nicht mit der Flüchtlingspolitik herumschlagen zu müssen. Dafür ist es der Lieblingssport der SVP, auf die Frau zu «spielen». Köppel inszeniert sich als neuer Polterer geradezu lustvoll. Wer im Fussball statt gegen den Ball gegen den Mann tritt, bekommt vom Schiedsrichter die rote Karte. Weil grobe Fouls mit Fairplay nichts zu tun haben. Köppel hat erneut ein grobes Foul begangen. Da ist es Sommaruga halt zu viel geworden. Statt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, zeigte sie ihre Empörung.

Prellbock für die SVP

Köppel und seine Parteikollegen blenden aus, dass das globale Flüchtlingselend zum unlösbaren Problem geworden ist. Schon nur unsere Nachbarstaaten sind zum Teil überfordert. Der EU wird vorgeworfen, sie habe bisher bei der Flüchtlingsfrage versagt. Bei uns wird die Justizministerin von der SVP-Seite schon nur deshalb malträtiert, weil auch die Schweiz ein Flüchtlingsproblem hat.

Weil Sommaruga nun mal das Feindbild ist, kann sie der SVP auch mit dem EU-Dossier nichts recht machen.

Die bei der Abstimmung vom 9. Februar 2014 hauchdünn angenommene SVP-Initiative gegen die Masseneinwanderung muss umgesetzt werden. Alle, auch die Initianten, wissen, einfach ist das nicht. Es kommt noch eine hausgemachte Erschwernis dazu. Nach aussen haben sich die Bundesratsparteien während Jahrzehnten zum nationalen Schulterchluss entschieden, um als Schweiz mit einer Stimme aufzutreten. Heute muss der Bundesrat Aussenhandelspolitik mit unserem wichtigsten Handelspartner in Brüssel gegen die stärkste Partei machen.

Ich hatte mir gewünscht, dass Sommaruga einen Departementswechsel verlangt.

Ich versuche gar nicht, irgendwem die Schuld zuzuweisen. Es ist einfach so. Leider. Und die für das Dossier zuständige Sommaruga ist auch da für die SVP ein Prellbock.

Gegen harte politische Fights ist doch nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Linke und Rechte vertreten nun mal unterschiedliche Auffassungen. Aber der politische Gegner ist kein Feind. Er ist der andere Demokrat. Den man respektiert. Köppel geht mit der Justizministerin respektlos um. Er sieht das anders, ich weiss. Politik ist die Kunst des Möglichen, sagt man. Nach einer Debatte sollte kein Scherbenhaufen zurückbleiben.

Helmut Hubacher war von 1975 bis 1990 Präsident der SP Schweiz.

Rechtsstaat verwildert

Von Roger Köppel — Die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien ist ein Verfassungsbruch. So sah es bis vor kurzem der Bundesrat. So sieht es bis heute das Bundesgericht. Bern lässt die Verfassung fallen, um Brüssel zu gefallen.

Das ist neu. National- und Bundesrat brechen sehenden Auges die Verfassung. Mit 122 gegen 64 Stimmen bewilligte der Nationalrat am letzten Dienstag während einer Sondersession die Unterzeichnung des Kroatien-Protokolls III. Hinter diesem harmlos klingenden Namen steht ein brisantes Projekt: Die Personenfreizügigkeit soll mit diesem völkerrechtlichen Vertrag auf den Balkanstaat im ehemaligen Jugoslawien ausgedehnt werden. Kroatien hat, Stand 2014, die zweitniedrigste Erwerbs- und die zweithöchste Erwerbslosenquote in der EU, schlechter noch als Griechenland, viermal mehr Arbeitslose als die Schweiz. Die durchschnittlichen Bruttolöhne liegen weit unter dem europäischen Durchschnitt an achtunterster Stelle, knapp vor Ungarn und Estland.

Sommaruga will Verfassung «anpassen»

Bundesrätin Sommaruga beruhigte im Bundeshaus das Publikum. Es sei nicht so, dass die Personenfreizügigkeit mit Kroatien rasch kommen werde. Vorher müsse sich die Schweiz noch mit der EU über die Umsetzung des Verfassungsartikels gegen die Masseneinwanderung einigen. Allerdings schränkte die Magistratin ihr Versprechen gleich selber wieder ein. Die tatsächliche Aufnahme Kroatiens in die Personenfreizügigkeit könne auch dann stattfinden, wenn die angestrebte Einigung mit der EU nicht der Verfassung entspreche: «Ob die Lösung am Ende den Anforderungen der Verfassung genügt oder ob allenfalls der Verfassungstext angepasst werden muss, kann heute noch nicht gesagt werden.»

Mit andern Worten: Justizministerin Sommaruga ist bereit, die Personenfreizügigkeit auch ohne Einigung mit Brüssel auf Kroatien auszuweiten. Dies bestätigte am Wochenende Kollege Schneider-Ammann. Er könne sich gut vorstellen, das Kroatien-Protokoll vorzeitig zu ratifizieren. Kaum hat er sie ausgesprochen, bricht der Bundesrat seine eigenen Versprechen.

Die entscheidende Frage des Tages umkurvt die Bundes- und Nationalräte verschämt: Wie ist es möglich, dass Bundesrat und Parlament einen Vertrag absegnen, der die Personenfreizügigkeit erweitert, während die Bundesverfassung den Abschluss von genau solchen Verträgen verbietet? Verfassungsartikel 121a Absatz 4 gegen die Masseneinwanderung hält unmissverständlich fest: «Es dürfen keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlos-

sen werden, die gegen diesen Artikel verstossen.» Das Kroatien-Protokoll ist ein völkerrechtlicher Vertrag, der die Schweiz verpflichtet, die Personenfreizügigkeit auf Kroatien zu erweitern. Artikel 121a fordert die eigenständige Steuerung der Zuwanderung mit Höchstzahlen und Kontingenten. Kontingente und eigenständige Steuerung sind mit der Personenfreizügigkeit nicht vereinbar, und schon gar nicht mit deren Ausdehnung auf weitere Länder.

Gezogen, aber nicht inhaliert

Der frühere US-Präsident Bill Clinton sagte einmal auf die Frage, ob er jemals einen Joint geraucht habe: «Ich habe daran gezogen, aber ich habe nicht inhaliert.» Mit ähnlichen Argumenten schaffte es Bundesrätin Sommaruga am Dienstag, die Ratsmehrheit von ihrem Anliegen zu überzeugen. Eine «Unterzeichnung» des Vertrags sei noch keine «Ratifizierung», dozierte sie, sondern erst eine «Ermächtigung» und daher angeblich verfassungstreu. Die clintonesken Darlegungen der Bundesrätin sind neu. Bis vor kurzem vertrat sie die gegenteilige Auffassung, dass bereits die Unterzeichnung des Kroatien-Protokolls unvereinbar mit Artikel 121a Absatz 4 BV sei. Zwischen «Ermächtigung» und «Ratifizierung» unterschied der Bundesrat noch nicht.

Ganz im Gegenteil: Sommaruga und ihre Kollegen verweigerten nach Annahme der Masseneinwanderungsinitiative kategorisch die Unterzeichnung des Protokolls mit der Begründung, dies widerspreche der Verfas-

Der gleiche Bundesrat, der heute das Protokoll durchwinkt, war noch vor vierzehn Monaten dagegen.

sung. Die EU wurde abgeblockt. Einschlägige Vorstösse aus dem Parlament wies der Bundesrat zurück. Grünen-Nationalrat Balthasar Glättli verlangte am 8. Dezember 2014 die Unterzeichnung des Protokolls. Der Bundesrat lehnte am 18. Februar 2015 ab: «Die neuen Verfassungsbestimmungen zur Steuerung der Zuwanderung (...) besagen unter anderem, dass keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden dürfen, die gegen die neuen Verfassungsbestimmungen verstossen. Auf Grund der (...) vorgesehenen vollen Freizügigkeit ist das Protokoll III nicht mit den neuen Verfas-



Unter Druck der EU: Wirtschaftsminister

sungsbestimmungen vereinbar.» Der Bundesrat ging noch weiter. Er war nicht nur gegen die Unterzeichnung, er war auch dagegen, dem Nationalrat das verfassungswidrige Protokoll zur Abstimmung vorzulegen. Gegen eine Motion der SP hielten die Bundesräte fest: Mit der Unterzeichnung des Kroatien-Protokolls würde sich die Schweiz verpflichten, «nichts zu unternehmen, was Ziel und Zweck des Protokolls vereiteln könnte». Das Ziel des Protokolls aber sei die volle Personenfreizügigkeit für Kroatiern, die der Verfassung widerspreche. «Aus diesem Grund wird es auch nicht der Bundesversammlung zur Genehmigung unterbreitet.» Der gleiche Bundesrat, der heute das Kroatien-Protokoll durchwinkt, war noch vor vierzehn Monaten dagegen, dass man überhaupt darüber abstimmt.

Einmal erpressbar, immer erpressbar

Allerdings wackelte es schon damals merklich. Der Bundesrat lehnte das Kroatien-Protokoll ab, aber er räumte ein, dass die Schweiz bereits «autonome Massnahmen»



Schneider-Ammann, Justizministerin Sommaruga (r.).

ergriffen habe, um eine Benachteiligung Kroatiens zu vermeiden. Dem Balkanstaat seien grosszügige Zuwanderungskontingente gewährt worden. Ausserdem anerkenne die Schweiz kroatische Berufsdiplome. Damit sei gesichert, dass Kroatien «nicht schlechter» gestellt sei, «als wenn das Protokoll III unterzeichnet worden wäre». Der Bundesrat gab weiter zu, dass diese «autonomen Massnahmen» nicht freiwillig, sondern auf Druck der EU erfolgten. Nur so sei die «Wiederaufnahme sistierter Verhandlungen» möglich. Die Frage stellt sich, ob es noch dem Sinn der Verfassung entspricht, wenn man das verfassungswidrige Kroatien-Protokoll trotzdem umsetzt, indem man es in «autonome Massnahmen» umtauft, wobei die Massnahmen gar nicht autonom, sondern unter Zwang der EU getroffen werden.

Einmal erpressbar, immer erpressbar: Die EU gab sich 2014 nicht zufrieden mit dem Entgegenkommen zu Kroatien. Sie legte nach und drohte, die Schweiz aus den europäischen Forschungsprogrammen hinauszuerwerfen, wenn

der Bundesrat die volle Personenfreizügigkeit nicht auf Kroatien ausdehne. Bundesrat Schneider-Ammann liess sich die erpresserische Verknüpfung in den Verhandlungen aufnötigen. Dabei ist die Schweiz ein starker, begehrter Forschungsstandort, und man hätte der EU mühelos klarmachen können, dass man wegen etwas Geld und Prestige nicht einfach die Verfassung opfert. Die EU gewährt Nicht-EU-Mitgliedern wie der Türkei, Israel, Tunesien, Albanien, der Ukraine, den Färöer-Inseln oder Georgien vollen Zugang zu den Forschungsprogrammen ohne Personenfreizügigkeit. Der Bundesrat reagiert hochempfindlich, wenn man ihn fragt, warum solche Ungleichbehandlungen nicht offensiver ausgespielt werden. Brüssels Wünsche sind in Bern Gesetz.

Bundesgericht: Es ist ein Verfassungsbruch

Wie sehr sich der Bundesrat die Verhandlungspositionen der EU bereits zu eigen gemacht hat, ohne es zu merken, zeigte das zweite Argument, das Bundesrätin Sommaruga am letzten Dienstag anführte, um den Verfassungs-

bruch wegzureden. Die Unterzeichnung des Kroatien-Vertrags sei nicht mehr verfassungswidrig, weil es neuerdings eine gewisse, wenn auch sehr unsichere Aussicht auf eine Einigung mit der EU bei der Personenfreizügigkeit gebe. Man staunt. Die nebelhafte Möglichkeit einer vielleicht denkbaren «einvernehmlichen Lösung» mit der EU reicht dem Bundesrat, um eine, wie er selber betonte, verfassungswidrige Vertragsunterzeichnung auf einmal für verfassungsmässig zu erklären.

Und selbst wenn wir uns auf diese Wolke gedanklich einlassen: Seit wann hängt die Verbindlichkeit unserer Verfassung von Verhandlungen mit dem Ausland ab? Seit wann entscheidet Brüssel darüber, ob und wie schweizerische Verfassungsnormen gelten? Die Pirouetten ums Kroatien-Protokoll machen deutlich: Dem Bundesrat fehlt die Kraft, der EU die Stirn zu bieten und unter Druck zur Schweiz zu stehen.

Natürlich ist es ein Verfassungsbruch. So sieht es auch das Lausanner Bundesgericht. Am 25. August 2015 wiesen die Richter das Begehren eines Kroaten zurück, der in Berufung auf das Freizügigkeitsabkommen in der Schweiz bleiben wollte. Dies komme nicht in Frage, schrieb das Bundesgericht, weil «ein Protokoll III zur Ausdehnung des Freizügigkeitsabkommens auf Kroatien wegen Verstosses gegen Art. 121a Abs. 4 der

Man müsse unterschreiben, wurde behauptet, um die Beziehungen zur EU keinesfalls zu gefährden.

Bundesverfassung (...) nicht unterzeichnet worden» sei. In zwei anderen letztjährigen Urteilen hielt die Behörde gleichlautend fest: «Staatsangehörige Kroatiens können sich nicht auf das Freizügigkeitsabkommen berufen», weil «keine Verträge mehr abgeschlossen» werden dürfen, «die im Widerspruch» zu der in der Verfassung «angestrebten eigenständigen Zuwanderungssteuerung» stehen. Der Bundesrat habe das Kroatien-Protokoll nach «Annahme der Volksinitiative <Gegen Masseneinwanderung> nicht mehr unterzeichnen» können.

Stellvertretend für ihre Parteien unterstützten CVP-Nationalrätin Kathy Riklin und FDP-Nationalrat Walter Müller die Bundesrätin, als sie den unabweisbaren Verfassungsbruch kosmetisch übermalte. Man müsse das Kroatien-Protokoll unterschreiben, wurde behauptet, um die «Weiterführung des bilateralen Weges» und die guten Beziehungen mit der sonst verärgerten EU auf keinen Fall zu gefährden. 122 von 200 Nationalräten drückten auf den grünen Knopf. Für diese Klarstellung ist der Wähler dankbar. Man weiss es jetzt: CVP und FDP sind erpressbar. Sie lassen die Verfassung fallen, um Brüssel zu gefallen. ○



Mehr Risiko: afrikanische Bootsmigrante auf Sizilien.

Zuwanderung

Auf der Suche nach dem Glück

Von Alex Reichmuth — Trotz Sperrung der Balkanroute kommen bisher kaum mehr Migranten über das zentrale Mittelmeer. Doch die Zahl der Ankömmlinge aus Afrika bleibt ein grosses Problem.

Manchmal kommt es anders als erwartet. Die befürchtete Migrationswelle von Libyen nach Italien bestimmt die Schlagzeilen. Doch im April haben nur gut halb so viele Bootsmigranten das Mittelmeer überquert wie letztes Jahr. Konkret registrierte das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR 8490 Ankömmlinge in Italien. Im April 2015 waren es dagegen 16 093. Noch im März standen die Vorzeichen umgekehrt: Mit 9676 erreichten über viermal mehr Menschen die italienische Küste als letztes Jahr, und die Ankündigung eines Migrationsstroms in noch nie gesehenem Ausmass schien sich zu verwirklichen. Damit ist es vorerst vorbei. Insgesamt kamen 2016 bis jetzt mit rund 27 000 gerade mal vier Prozent mehr Bootsmigranten an als in der gleichen Periode im Vorjahr – das, nachdem die Zahl für 2015 im Vergleich zum Vorjahr um zehn Prozent zurückgegangen war.

Die «Balkanroute», über die letztes Jahr gegen eine Million Asilmigranten nach Mitteleuropa wanderte, ist im Februar geschlossen worden. Nun befürchteten zahlreiche Beob-

achter, dass viele syrische Flüchtlinge auf die weit gefährlichere Route über Libyen und Italien ausweichen. Die insgesamt ziemlich stabilen Zahlen der Bootsübersetzungen über das zentrale Mittelmeer deuten aber auf das Gegenteil hin. Ein Ausweichen der Migranten, denen der Weg über den Balkan verwehrt ist, hat bisher nicht stattgefunden.

Spitzenreiter Nigeria

Das bestätigt auch ein Blick auf die Nationalitäten der Migranten, die in Italien ankommen. Die allermeisten von ihnen stammen, wie bisher, aus Afrika. Konkret liegt dieses Jahr Nigeria an der Spitze der Herkunftsländer, vor Gambia, Senegal, Guinea, Côte d'Ivoire, Somalia, Mali, Marokko und dem Sudan. Von Syrern, Afghanen, Irakern und Iranern ist dagegen kaum etwas zu sehen. «Der Weg über Italien ist viel gefährlicher, das werden weniger Menschen riskieren», sagte der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn gegenüber der *Schweiz am Sonntag*.

Flüchtlingsströme könne man nicht aufhalten, verkünden Politiker geradezu mantrahaft, seit man in Europa über Obergrenzen für Migranten streitet. Doch nach der Sperrung der Balkanroute gibt es bisher weder Ausweichbewegungen von der Türkei direkt nach Italien noch über den Umweg über Libyen. Man kann illegale Migranten – wie es scheint – also doch am Durchmarsch hindern.

Ob der überraschende Rückgang der Ankömmlinge im vergangenen April gar eine Trendwende bezüglich der Mittelmeer-Migranten bedeutet oder nur ein vorübergehendes Phänomen ist – etwa wegen schlechten Wetters –, muss sich erst weisen. So oder so bleiben die jährlich Hunderttausende Menschen, die auf dieser Route nach Italien und Europa kommen, aber ein riesiges Problem. Und die Bezeichnung «Flüchtling» im Sinn von persönlicher Verfolgung oder von Vertreibung wegen Kriegs dürfte für die vielen afrikanischen Migranten kaum je zutreffen. Fast drei Viertel dieser Bootsmigranten sind Män-

ner. Sie wagen die gefährliche Überfahrt über das Meer offensichtlich nicht, um sich in Schutz zu bringen, sondern um in Europa ihr Glück zu suchen.

Die vielen Mittelmeer-Überquerer überfordern Italien längst. Von deren Integration kann nicht die Rede sein. Sozialleistungen gibt es so gut wie keine. Einen soliden Job kann sich kaum einer der Migranten ergattern. Viele von ihnen schlagen sich durch, indem sie an den italienischen Stränden Ramsch anbieten, auf den Strassen gefälschte Markenartikel verkaufen oder mit Betteleien Touristen vergraulen. Es mehren sich Berichte, laut denen die Mafia vermehrt ins «Flüchtlingsbusiness» einsteigt, Migranten in verrotteten Unterkünften unterbringt, von ihnen Schutzgeld erpresst und viel Profit daraus zieht. So gesehen, ist es nicht erstaunlich, wenn Italien jedes Interesse hat, dass viele Migranten weiter in Richtung Norden ziehen. Seit Jahren registrieren die Behörden die Bootsankömmlinge nachlässig, um sie später nicht im Rahmen des Dublin-Abkommens als Asylanten zurücknehmen zu müssen.

Gift und Galle

Doch die italienische Politik des Durchwinkens ist in Gefahr. Nachdem Frankreich die Grenze gegenüber Migranten aus Italien schon länger geschlossen hat, trifft nun auch Österreich entsprechende Vorbereitungen. Konkret baut das Alpenland, durch das letztes Jahr Hunderttausende vom Balkan kommende Migranten nach Deutschland marschierten, am Grenzübergang am Brennerpass einen Zaun. Gleichzeitig hat Österreich sein Gesetz drastisch verschärft, so dass das Land im Fall eines grossen Migrationszustroms das Recht auf Asyl stark einschränken kann.

Es ist kein Wunder, dass italienische Politiker Gift und Galle speien. Ministerpräsident Matteo Renzi droht Österreich mit europäi-

Die italienischen Grenzwächter machen es ihren Schweizer Kollegen so schwer wie möglich.

schen Sanktionen. Allgemein ist von einem «neuen kalten Krieg» die Rede und davon, dass die Vorbereitungen am Brenner mit dem Bau der Berliner Mauer vergleichbar seien. «Nichts Geringeres als die Zukunft Europas steht auf dem Spiel», mahnte Arno Kompatscher, Landeshauptmann des italienischen Südtirols, gegenüber der NZZ.

Die Antwort auf solche Vorhaltungen folgte sofort. Es sei an Italien, einen massenhaften Andrang von Flüchtlingen an der Grenze zu verhindern, liess der österreichische Innenminister Wolfgang Sobotka verlauten. Support bekam er von seinem deutschen Amtskollegen. «Was am Brenner geschieht, liegt

zuallererst und vordringlich in der Hand Italiens», so Thomas de Maizière. Eine «Politik des Durchwinkens» wie auf dem Balkan dürfe sich nicht wiederholen.

Schalterschluss um 15 Uhr

Während Österreich auf die Hinterbeine steht, kann von einer vergleichbaren Reaktion der Schweiz keine Rede sein. Dabei bleibt Migranten, die von Italien nach Norden ziehen wollen, nur noch der Weg in unser Land, sollte Österreich seine Grenzen schliessen. Der Bund hat zwar vor kurzem mit den Kantonen und Gemeinden einen Asylnotfallplan verabschiedet, um für den Fall eines grossen Migrationsstroms aus dem Süden gerüstet zu sein (Weltwoche Nr. 16/16). Doch dieser Plan beschränkt sich auf rein organisatorische Aspekte. Es geht nur darum, sicherzustellen, dass alle Ankömmlinge registriert und versorgt werden. Von Zugangsbeschränkungen oder gar einem Asylstopp ist in diesem Notfallkonzept keine Rede – obwohl einige Kantonsvertreter auch Abwehrmassnahmen gefordert haben. Während Frankreich und Österreich also die Schotten dichtmachen, steht das Tor zur Schweiz sperrangelweit offen.

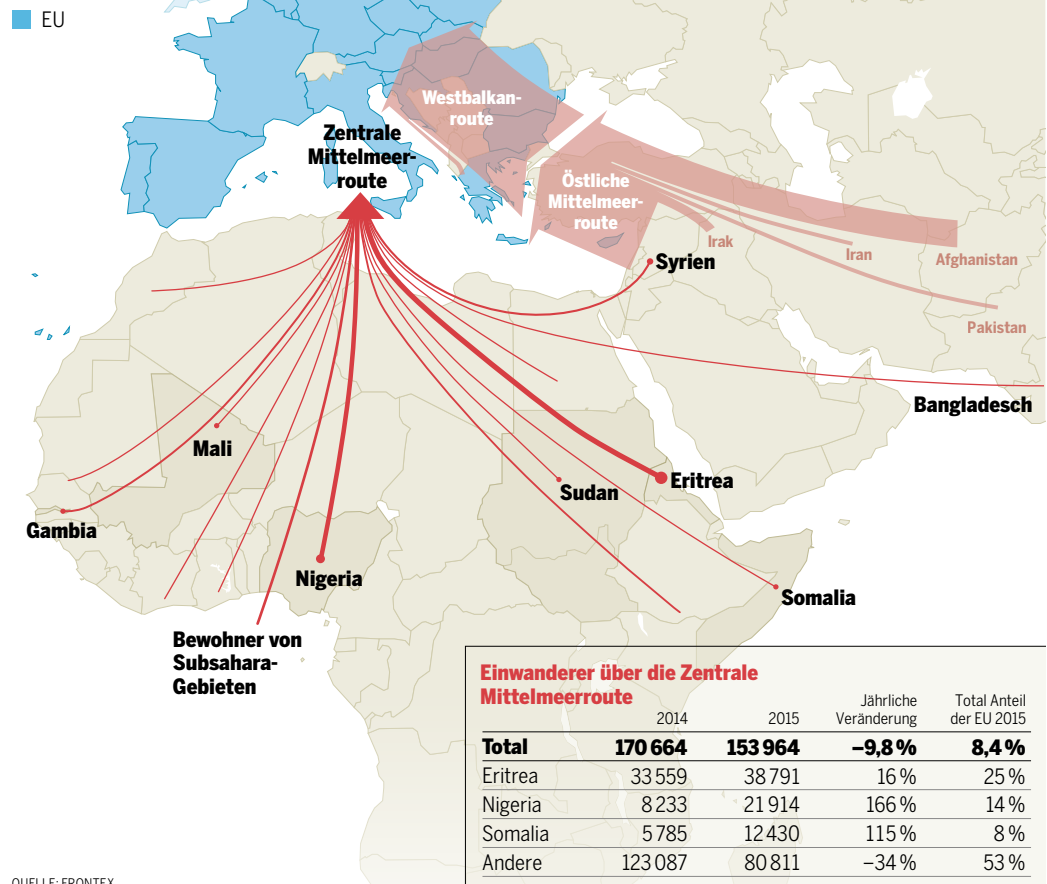
Gleichzeitig mehren sich die Probleme der Schweiz mit den italienischen Grenzbehörden.

Laut Beobachtern machen diese es ihren Schweizer Kollegen an den Grenzübergängen so schwer wie möglich, aufgegriffene illegale Migranten zurückzuführen. So soll Bundesrat Ueli Maurer (SVP) als oberster Chef des Grenzschutzkorps kürzlich gegenüber Parlamentariern erwähnt haben, dass die italienischen Grenzschutzkräfte ihre Schalter jeweils schon um 15 Uhr schliessen und sich danach weigerten, Fälle zu behandeln. Die Eidgenössische Zollverwaltung (EZV), zu der das Grenzschutzkorps gehört, bestätigt auf Anfrage solche Vorgänge: «Es ist korrekt, dass die italienischen Behörden nach 15 Uhr teilweise nicht mehr erreichbar sind.» Allgemein funktioniere der Kontakt im Raum Chiasso «nach Gesprächen im letzten Jahr» zwar wieder besser, so die EZV. Aber: «Die Zusammenarbeit vor Ort in Brig respektive Domodossola ist aufgrund eines Personalwechsels bei der für die Rückübernahme zuständigen italienischen Behörde erschwert worden.» Man habe «Gespräche mit den zuständigen Stellen in Rom in die Wege geleitet», versichert die Zollverwaltung.

Österreich legt gegenüber seinem südlichen Nachbarn gerade einen energischen Auftritt hin. Die Schweiz aber nimmt den italienischen Schlendrian mehr oder weniger achselzuckend hin. ○

Illegale Einwanderer aus Afrika nach Europa

Grenzübertritte nach Herkunft im Jahr 2015



QUELLE: FRONTEx

Frankreich und Österreich machen die Grenze dicht, und das Tor zur Schweiz steht sperrangelweit offen.

Zensur von unten

Von Henryk M. Broder — Wer bestimmt, was gesagt und was nicht gesagt werden darf?



Was darf man heute in der Bundesrepublik sagen und was nicht? Es gibt keine Zensurbehörde, keine Reichsschrifttumskammer, keine «von oben» angeordnete Gleichschaltung der Medien. Was es aber gibt, ist eine Art von Zeitgeist, der wie eine Gleichschaltung «von unten» funktioniert.

Zum Beispiel: Erika Steinbach, CDU-Bundestagsabgeordnete und Fraktionssprecherin für Menschenrechte und humanitäre Hilfe, hat auf ihrem Twitter-Account ein Foto gepostet, auf dem ein kleiner strohblonder Junge inmitten einer Gruppe dunkelhäutiger, freundlich wirkender Menschen zu sehen ist, die von ihm wissen wollen: «Woher kommst du denn?» Über dem Foto steht: «Deutschland 2030».

Die Aufnahme, die im Netz zirkuliert, löste den mittlerweile üblichen Shitstorm der Dauerempörten aus. Die Vorsitzende der Grünen, Simone Peter, nannte das Bild «widerlich, rassistisch, hetzerisch», ihr Kollege Volker Beck meinte, die CDU müsse angemessen reagieren, ein Parteiordnungsverfahren sei «das Mindeste». Der Kölner Erzbischof Rainer Maria Woelki twitterte: «Das spaltet und schürt Ängste.»

Was dagegen weder spaltete noch Ängste schürte und deswegen auch zu keinem Shitstorm führte, war eine Erklärung, warum «die Demokratie vor dem Volk und das Volk vor sich selbst» geschützt werden muss. «Denn beim Volk, das ist eine paradoxe Wahrheit, ist die Demokratie nicht gut aufgehoben. Volkes Stimme und Fortschritt, das geht nicht gut zusammen.» Hinzu kommt: «Wahlen und Abstimmungen führen nicht zu mehr Gerechtigkeit. Im Gegenteil. Wahlforscher wissen: Die unteren Schichten gehen weniger wählen, die Besserverdienenden engagieren sich mehr.»

Hätte ein «rechter» Politiker so etwas von sich gegeben, wäre er garantiert unter die Räder gekommen. Aber in diesem Fall war es kein «Rechter», sondern ein «Guter», Jakob Augstein, der seinen Zugang zur Öffentlichkeit nicht seinem Talent, sondern dem Vermögen verdankt, das er geerbt hat. Er schreibt in dem Blatt, das ihm zu einem Viertel gehört, einer der «Besserverdienenden», die ihre Verachtung der «unteren Schichten» offen artikulieren. Ein Edeldemokrat in einer vergoldeten Hängematte, die mit dem Zeitgeist schwingt.

Grosses «Bockmist»-Quiz

Von Silvio Borner — Bei kaum einem Thema wird so viel Unsinn verbreitet wie bei der Energiewende. Meist handelt es sich nicht um plumpe Lügen, sondern um raffinierte Irreführung.

Eines der Zehn Gebote lautet: «Du sollst nicht lügen.» Es gehört wohl zu den am häufigsten verletzten. Lügen heisst, nicht die Wahrheit zu sagen, und setzt voraus, dass man die Wahrheit kennt, aber absichtlich ins Gegenteil verdreht. Manchmal sind kleine Lügen im privaten Umfeld (vielleicht) vertretbar, wenn die Wahrheit für den Adressaten extrem schädlich und die Lüge extrem unschädlich ist.

Besondere Aufmerksamkeit erfordern Auftritte von Politikern, von denen wir annehmen, dass sie besonders oft und öffentlich lügen, um ihre persönlichen Anliegen voranzutreiben oder die Wähler über die wahren Absichten zu täuschen. Nebst der Lüge hat der amerikanische Philosoph Harry G. Frankfurt vor Jahren eine weitere Kategorie von üblen Äusserungen definiert und als «Bullshit» bezeichnet, was auf Schweizerdeutsch wohl am ehesten (aber feiner) mit «Bockmist» übersetzt werden könnte.

Es geht hier um einen Zwischenbereich von Wahrheit und Unwahrheit oder eben um mangelnden oder verdrehten Realitätsgehalt – mit ebenso fatalen Wirkungen wie bei Lügen. Frankfurt ist gar der Meinung, «Bullshit» sei noch gefährlicher als eine bewusste Lüge. Und in der Tat: Offensichtliche Lügen können widerlegt werden, während «Bockmist» geistig so unbedarft ist, dass eben nicht einmal das Gegenteil richtig wäre. Der Zuhörer oder Leser spürt, dass die Aussage Unsinn sein muss, weiss aber nicht genau, warum, und daher auch nicht, wie kontern. «Bullshit» ist deshalb so gefährlich, weil etwas gesagt wird, das entweder gar nicht überprüft werden kann oder – noch schlimmer – oberflächlich betrachtet stimmt, aber bewusst falsche Schlussfolgerungen nahelegt.

Fieses Wunschkonzert

Das Label «Bio» bezieht sich zum Beispiel nur auf die Art der Produktion, insinuiert aber «sicherere», «gesündere» oder «ökologische» Produkte, was wissenschaftlich alles andere als belegt ist, aber als fiese Marketingstrategie bestens funktioniert.

Gerade im Wunschkonzert der Energiewende wimmelt es von Statements, die der einen oder anderen Kategorie, also «Lügen» oder «Bockmist», zugewiesen werden müssen. Ich lade die Leserschaft zu einem Test ein: Sind die folgenden allesamt unhaltbaren Aussagen entweder «Lügen» oder «Bockmist»?

- 1 — Sonne und Wind schicken keine Rechnung.
- 2 — Diese Solaranlage versorgt 2000 Haushalte.
- 3 — Die Förderung der Erneuerbaren ist ein Gebot der Zukunft, keine Frage.
- 4 — Solarstrom wird immer billiger.
- 5 — Ein Viertel des Stromverbrauchs kann kostenlos eingespart werden.
- 6 — Nuklearstrom hat die grössten externen Kosten.
- 7 — Die Förderung der Erneuerbaren und der Energie-Effizienz schafft neue Arbeitsplätze.
- 8 — Im Bodensee schlummert die Energie von zwei AKW.
- 9 — Fördergelder bleiben hier, statt in den Nahen Osten zu fließen.
- 10 — Mit einem Smart Grid wird die Grundlast im Stromnetz überflüssig, ja störend.
- 11 — Solar- und Windenergie haben keine externen Effekte.

12 — Die günstigste Energie ist die eingesparte.



«Bockmist» fällt dann auf fruchtbaren Boden, wenn die öffentliche Meinung moralisch oder ideologisch auf einer bestimmten Wellenlänge tickt. Das haben Manipulatoren und Religionen seit Menschengedenken für ihre Ziele missbraucht. Auch bei technisch oder

ökonomisch hochkomplexen Themen wie der Versorgungssicherheit hinsichtlich Elektrizität, dem Klimawandel, der Gentechnik oder der Nachhaltigkeit ist schwer zu unterscheiden, wer absichtlich lügt, wer absichtlich irreführenden «Bockmist» erzählt oder wer einfach in völliger Ignoranz Quatsch von sich gibt.

Besonders schlimm ist es, wenn renommierte Intellektuelle ausserhalb ihrer Sach- und Fachkenntnis wertend Stellung nehmen. Die Wirtschaft ist hiefür ein beliebtes Opfer für Theologen und Literaten, aber selbst für Ingenieure und Naturwissenschaftler. Längst nicht alles, was technisch machbar ist, hat ökonomisch eine Chance. In einer solchen Umgebung hat es die Wissenschaft schwer, sich unabhängig zu behaupten, vor allem, wenn der «Bullshit» in viel Forschungsgeld und politische Belohnung verpackt und von den Medien unkritisch oder auch nur politisch korrekt nachgebetet wird. Was käme wohl heraus, wenn sich führende Exponenten der Energiewende nicht nur einem Lügendetektor, sondern auch einem «Bullshit»-Test stellen müssten?

Magere Aussichten

Von Hansrudolf Kamer — Amerika läuft Gefahr, entweder einen Demagogen oder eine Schwindlerin wählen zu müssen. Schuld sind die Republikaner, die Donald Trump nicht ernst genommen haben.



Die Republikanische Partei in Amerika steht unter Strom. Die Partei Lincolns, Eisenhowers und Reagans weiss nicht, wie ihr geschieht. Sie wird getrieben von einem Furor populistischer Maximalansprüche und wird mit grosser Wahrscheinlichkeit einen Rattenfänger als ihren Kandidaten für das Präsidentenamt aufstellen. Damit überlässt sie das Weisse Haus zwangsläufig Hillary Clinton.

So sieht es zurzeit aus. Natürlich kann noch viel passieren, bis die erste Präsidentin Amerikas im Januar 2017 vereidigt wird. Sie ist fast so unbeliebt wie Donald Trump. Sie ist etwa so alt, wie Reagan bei Amtsantritt war, wirkt aber älter und ist weniger fit. Im Gegensatz zu Trump ist sie eine Veteranin unzähliger politischer Schlachten. Ihr Hauptattribut in Meinungsumfragen lautet dementsprechend «unehrlich, nicht vertrauenswürdig».

So steckt Amerika im Dilemma. Der normale Impuls wäre: Man wählt das kleinere Übel. Aber welches ist das kleinere? Für ihre eigenen misslichen Perspektiven ist die Grand Old Party jedenfalls selber verantwortlich. Sie hätte es in der Hand gehabt, nach acht Jahren Obama wieder einen vernünftigen Präsidenten zu stellen.

Obwohl die Partei in den Kongresswahlen 2010 und 2014 ausserordentlich erfolgreich war und bei den Präsidentenwahlen 2012 immerhin gute Chancen hatte, kam es im Vorwahlkampf und in den diesjährigen Primärwahlen zu einem populistischen Dammbbruch. Das Niveau erreichte ungeahnte Tiefen. Trump und die Medien waren in ihrem Element.

Dafür gibt es psychologische Erklärungen und Beschönigungen: «Das Volk hat recht, von der ganzen politischen Klasse angewidert zu sein. Die Amerikaner sind es nicht gewohnt, wie viele Bürger anderer Staaten, dass ihre Regierung manifest inkompetent ist, korrupt und eine Peinlichkeit für die ganze Nation.»

Der dies schreibt, ist Conrad Black, der Autor und ehemalige Zeitungsverleger, der 2007 wegen Betrugs zu sechseinhalb Jahren Haft verurteilt worden war, vor vier Jahren aber vorzeitig entlassen wurde. Black hat sich in lesenswerten Büchern mit amerikanischen

Präsidenten befasst und schreibt Kolumnen. Er sieht Trump ganz sachlich als Instrument für die Ausmistung des Augiasstalles. «Throw the rascals out!» ist eine bewährte angelsächsische Direktive.

Nun sind aber die republikanischen Primärwähler nicht das «amerikanische Volk», selbst wenn man in Betracht zieht, dass es auch bei den Demokraten vergleichbare Tendenzen gibt. Dass sich die Partei von Trump überrumpeln liess, dafür ist ganz schlicht auch das Auswahlverfahren verantwortlich – genauso übrigens wie in der britischen Labour-Partei, die mit einer Regeländerung den Alt-Sozialisten Jeremy Corbyn unwillentlich an die Parteispitze katapultierte.

Gefühlseruptionen

Unter dem Eindruck der Proteste gegen den Vietnamkrieg und der Watergate-Affäre in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatten zuerst die Demokraten, dann die Republikaner ihre Auswahlverfahren «demokratisiert» und den Einfluss der Parteioberen zurückgebunden – der Amtsträger auf Ebene der Einzelstaaten und in den Countys sowie verdienter alter Parteiaktivisten. Das waren in der Regel keine «Bosse», sondern erfahrene, pragmatische Politiker, die ihre Pappenheimer kannten.

Weil die Demokraten mit dieser «Demokratisierung» zweimal ein Fiasko erlebten – mit George McGovern 1972 und Jimmy Carter 1980 –, reformierten sie die Reform zurück und erfanden als Gegengewicht die sogenannten Superdelegierten. Diese werden verhindern, dass Bernie Sanders Kandidat der Demokraten wird. Die Republikaner haben keine Sicherheitsvorkehrung zur Dämpfung allzu robuster Gefühlseruptionen.

In vielen offenen Primaries der Republikaner können Demokraten und Unabhängige mitwählen. Dank der Celebrity Trump tun sie es auch, mehr denn je. Der Immobilienmogul zieht mehr Stimmen an als jeder republikanische Kandidat der Vergangenheit. Trump ist eine schillernde Grösse, kein Konservativer, weder Republikaner noch Demokrat. Mal links, mal rechts, mal oben, mal unten – wie es ihm gefällt. Er wird gewählt, weil sich die Basis der Partei verändert hat und er neue Wählerschichten an die Urne bringt.

Das alles geht nicht geräuschlos über die Bühne. Der Widerstand gegen Trump in der Partei ist stark, tief verwurzelt und virulent. Zum einen lehnen einige Trump-Delegierte ihren Kandidaten ab und werden ihm am Parteikonvent die Stimme verweigern. Zum anderen versuchen konservative Republikaner, die Clinton vorziehen, einen unabhängigen Kandidaten aufzustellen. Dieser hätte zwar keine Siegeschance, würde aber Trump sabotieren.

Der politische Karneval in Amerika war bisher sehr unterhaltsam. Trump ist ein guter Entertainer. Er kann sehr wohl ein Vorläufer des Wandels sein, der die politische Tektonik verschiebt. Doch ab Labor Day gilt es bitterernst. Dann wird sich zeigen, dass die amerikanische Politik kein Casino ist.



Mal links, mal rechts, mal oben, mal unten: Kandidat Trump vor dem Museumsschiff «USS Iowa».

Mörgeli

Stilberater Cédric Wermuth

Von Christoph Mörgeli

SP-Nationalrat Cédric Wermuth reagierte auf das Abschleichen von Bundesrätin Sommaruga während dem Votum von SVP-Sprecher Roger Köppel mit einem Gegenschlag. Nämlich mit einem Text im Stil eines studentischen Proseminars, der «auf ausgereifte Theoriekonstrukte zurückgreift» (Wermuth über Wermuth). Der Ex-Chef der Jungsozialisten beklagt den Verstoss «gegen Anstand und Moral». Er erkennt in Köppels «Respektlosigkeit» ein «klassisches sexistisches Muster», ja sogar ein «klassisches patriarchales und rassistisches Muster». Dabei denkt der respektvolle Wermuth an «alle autoritären Antidemokraten von Putin über Orbán und Köppel bis zu den Islamisten».

Da liegt die Frage auf der Hand, ob sich ausgerechnet Cédric Wermuth als Garant des sicheren Geschmacks und des erhabenen politischen Stils inszenieren sollte. Zu «Anstand und Moral» nur so viel: Seine Laufbahn begann mit einer gerichtlichen Verurteilung wegen Hausfriedensbruch in Baden. Ebenfalls gegen geltendes Gesetz paffte Wermuth während einer Rede vor den SP-Genossen demonstrativ einen Joint. Im Abstimmungskampf für die Cannabis-Legalisierung verteilte die Wermuth-Truppe Kondome mit der dezenten Aufschrift «Lieber bekiffte figge als bsoffe fahre».

Apropos «sexistisches Muster»: Die Jungsozialisten, die Wermuth stilistisch geprägt hat, haben geschmackvollerweise im Pornografie-Portal «Youporn» eine Anzeige mit dem neu gewählten SVP-Bundesrat Guy Parmelin geschaltet. Die Wirtschaftsmanager Vasella, Dougan und Grübel zeigten die Juso-Kämpfer gegen den Sexismus auf Plakaten völlig nackt.

Mässig geschmackssicher war auch ein Juso-Wahlvideo, in dem auf einen Mercedes-Stern gepinkelt wurde. Ein Zürcher SP-Regierungsrat wurde von den Jungsozialisten verklagt. Ein Nachfolger Wermuths im Juso-Präsidium bezeichnete SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi als «Arschloch». In Aarau wurde ein ehemaliger Juso-Nationalratskandidat festgenommen, weil er das Auto eines SVP-Lokalpolitiklers angezündet hatte. Seine Kollegen veröffentlichten Foto und Privatadresse des SVP-Untersuchungsrichters und drohten: «Es gibt viele Möglichkeiten, seiner Wut Ausdruck zu verleihen, benutzt eure Kreativität.» Wer wie Wermuth in solchen Kreisen verkehrt, sollte eigentlich nur eines: in Fragen von Stil, Geschmack und Gürtellinie die Klappe halten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Reuiger Sünder Schweickardt

Von Peter Bodenmann — Der ehemalige Alpiq-Chef gibt zu, dass er nichts kommen sah. Immerhin.



Kein Opfer: Ex-Alpiq-Chef Schweickardt.

Wir stehen im Bereich der Produktion und Verteilung von Strom am Beginn einer tiefgreifenden Revolution.

Revolution 1 — Die BKW produziert nächstens als Partner vor Trondheim subventionsfreien Windstrom für weniger als 4 Rappen pro Kilowattstunde. Günstiger als in bestehenden Atomkraftwerken. Dreimal günstiger als in neuen Atomkraftwerken. 60 Prozent des Windstroms fallen im Winter an. Also in der matchentscheidenden Jahreszeit.

Revolution 2 — Die Amerikaner drücken im Bereich der Fotovoltaik die Chinesen an die Wand. Die Dünnschichtzellen von First Solar sind chinesischen Fabrikaten überlegen. Bis 2019 wollen die Amerikaner die Kosten pro Watt Peak von 39 auf 23 Rappen senken.

Revolution 3 — Die Preise für Batterien sinken. Auch dank dem beschleunigten Umstieg der Autoindustrie von Benzin und Diesel auf Strom. In Norwegen sind ab 2025 diesel- und benzinbetriebene Autos verboten. Die bestehenden Stromnetze sind – wenn sich die dezentrale Speicherung des Stroms nächstens durchsetzt – massiv überdimensioniert.

Selbst Offshore-Windparks produzieren immer günstiger Strom. So stellt Siemens bis 2019 vor

der Küste Schottlands 100 getriebelose 7-Megawatt-Riesen ins Meer, die zusammen mehr Strom produzieren als die Grande Dixence, das grösste Wasserkraftwerk der Schweiz.

Ex-Alpiq-Chef Hans E. Schweickardt hat in der NZZ vom letzten Freitag mit erstaunlicher Offenheit die neue Ausgangslage beschrieben. Er habe sich vor zehn Jahren nicht vorstellen können, was jetzt ablaufe. Er schliesst den Untergang eines oder mehrerer europäischer Stromgiganten nicht mehr aus. Hoppla.

Ganz so einfach sollte man es Schweickardt nicht machen. Plus/minus ist das eingetroffen, was der unermüdliche ehemalige SP-Nationalrat Ruedi Rechsteiner und wenige andere immer wieder vorausgesagt hatten. Man hätte auf Rechsteiner und Co. hören können und sollen, anstatt im Ausland inzwischen wertlose Gas- und Kohlekraftwerke zu kaufen. Schweickardt ist kein Opfer, sondern Täter, wenn auch ein halbwegs reuiger.

Im Gegensatz zu Schweickardt haben die bürgerlichen Politiker noch nicht im Ansatz begriffen, was auf sie zukommt. Das wird so bleiben, weil die Parteien neu von drei energiepolitischen Analphabeten präsiert werden. Pfister, Gössi und Röstli verstehen von Kilowatt und Kilowattstunden so viel wie einst Moritz Leuenberger.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Modell der Rentabilität

Von Kurt W. Zimmermann — Ausgerechnet die oft geschmähte Basler Zeitung zeigt vor, wie Zeitungen künftig glänzend überleben.

Am schlimmsten war es im Jahr 2009. Die *Basler Zeitung* gehörte damals noch der Verlegerfamilie Hagemann. Sie gehörte ihr seit 58 Jahren. Die Familie fuhr einen Rekordverlust von zwölf Millionen Franken ein.

Das Blatt war am Boden. Ein Jahr danach mussten die Hagemanns ihr marodes Medienhaus verkaufen.

Heute, sechs Jahre später, erleben wir eine der wundersamsten Auferstehungen unserer Pressegeschichte. Die vormals scheinotote *Basler Zeitung*, gekürzelt die *BaZ*, ist heute die rentabelste Zeitung des Landes. Sie verdient mehr Geld als alle anderen.

Das ist nicht nur betriebswirtschaftlich bemerkenswert. Noch interessanter ist es aus strategischer Sicht, weil die *BaZ* ein neues Strukturmodell für eine ganze Branche lieferte. Sie zeigt, wie Regionalzeitungen auch künftig reüssieren können, und dies, wie früher, als gedruckte Blätter.

Als die Hagemanns ihren Verlag verkaufen mussten, verkauften sie einen mittleren Medienkonzern. Neben dem Stammbblatt hielten sie eine Vielzahl von Lokalblättern, hatten ein Radio, besaßen zwei Druckereien und sasssen auf einem grossen Immobilienbesitz.

Die Hagemanns beschäftigten damals 1200 Mitarbeiter. Der Umsatz lag bei 260 Millionen, der Verlust bei etwas über 12 Millionen.

Inzwischen hält ein Trio zu gleichen Teilen das Unternehmen: Markus Somm, der Chefredaktor, Rolf Bollmann, der Verlagschef, und Christoph Blocher, der Investor. Die drei schmissen alles raus, was es nicht zum publizistischen Überleben des Stammtitels brauchte. Die Lokalblätter, die Druckereien wie die Immobilien wurden allesamt abgestossen.

Die Aufräumarbeit machte Bollmann, ein früherer Spitzenspieler mit dem Übernamen «Eisenfuss». Er griff eisern durch und warf allen nichtjournalistischen Ballast von Bord. Als Folge davon ist die *BaZ* heute kein mittlerer Medienkonzern mehr. Sie ist nur noch eine Zeitung, und sonst gar nichts.

Die *BaZ*-Gruppe beschäftigt heute noch hundert Mitarbeiter, achtzig von ihnen auf der Redaktion. Der Umsatz liegt bei 48 Millionen, der Reingewinn, das sogenannte Ebit, bei etwas über 6 Millionen.

Mit diesem Reingewinn weist die *Basler Zeitung* eine Umsatzrendite von 12,7 Prozent aus. Das ist Schweizer Rekord. Tamedia kommt auf derselben operativen Ebene auf 12,3 Prozent, die *NZZ*-Gruppe auf 4,7 Prozent,



Rekord: Besprechung bei der *Basler Zeitung*.

Ringier auf 2,2 Prozent. Die enorme Profitabilität der *BaZ* erklärt sich dadurch, dass man keine dieser belastenden Abschreibungen mehr auf Druckmaschinen und Immobilien diskontieren muss.

Darum ist Basel ein Entwurf der Zeitungszukunft geworden. Die Firma besteht zu achtzig Prozent aus Journalisten. Das ist die weitestgehende Redaktoren-Rate der Branche. Sie zeigt: Mit reinem Journalismus, ohne Zusatzaktivitäten, kann man auch in Zukunft hübsch Geld verdienen.

Wo dieser Journalismus politisch steht, hat keine ökonomische Relevanz. Es ist nicht von Belang, dass die linken Kritiker die konservative *BaZ* stets heftig schmähen. Bedeutsamer ist, dass man hier ein nachhaltiges Überlebensmodell für die Regionalpresse entwickelte.

Es gibt viele mittelgrosse Blätter in der Schweiz, die in derselben Situation sind wie die mittelgrosse *BaZ* vor ein paar Jahren. Ich denke an Titel wie *Neue Luzerner Zeitung*, *Bieler Tagblatt*, *Schaffhauser Nachrichten* oder *St. Galler Tagblatt*. Auch sie bewirtschaften Druckereien und Immobilien und allerlei sonstige Aktivitäten, die wegen hoher Abschreibungen ein Klotz am Bein sind.

Sie können von Basel lernen. Wenn Zeitungen nur noch Zeitungen sind, dann können Zeitungen glänzend überleben.

Sorry

Von Beatrice Schlag — Das schwierigste Wort.

In der Schweiz kann ein Trampassagier äusserst empört dreinschauen, wenn man sich dafür entschuldigt, dass man an seinen Rucksack gestossen ist. Egal, dass er ihn einem beim Aussteigen in die Schulter gerammt hat. Amerikaner haben uns da etwas voraus. Sie sagen dauernd «sorry», zumindest zu Menschen, die sie nicht kennen. Wenn ihr Einkaufswagen im Supermarkt fast den Wagen eines andern Kunden gestreift hätte, rufen sie sofort «sorry». Verblüffenderweise sagt dann auch der andere Kunde sofort «sorry». Das ist am Anfang etwas gewöhnungsbedürftig, weil es die Schuldfrage völlig ignoriert. Auf Dauer wirkt es nichts als wohltuend, weil die beidseitige Höflichkeit völlig überflüssigen Kleinärger im Keim erstickt. Bei näherem und sehr nahem Kontakt ist zwischen Amerikanern und Europäern kein Unterschied beim Entschuldigen auszumachen. Manche können es ohne grosse Hemmungen. Für andere gilt, was Elton John vor sehr langer Zeit schon sang: «Sorry Seems to be the Hardest Word».

Niemand sagt gerne, es tue ihm leid, wenn er jemanden verletzt hat. Manche müssen dafür einigen Stolz überwinden, aber sie wissen, dass sie Mist gebaut haben, und eine Entschuldigung ansteht, daheim oder im Beruf. Manche sagen es, ohne es zu meinen, meist daheim, damit der Hausfrieden ins Lot kommt. Das ist Gleichgültigkeit oder Resignation. Politiker sagen es meist nur, wenn Rücktritt die härtere Alternative wäre. Und dann gibt es die, die kein Wort herausbringen. Sie sind nicht stumpf, nur so, wie Elton John sie besang. Sie kriegen das Wort nicht über die Lippen.

Psychologen haben dafür vielerlei Erklärungen, zum Beispiel, dass diese Leute ihre Handlungen nicht von ihrem Charakter trennen können. Wenn sie sich mies verhalten haben, sind sie mies. Das mag stimmen, aber es interessiert die verletzten Menschen nicht. Unter meinen Bekannten willigten hintereinander zwei Männer in eine Scheidung ein, die weder sie noch ihre Frauen wollten. Es waren zufällig Männer, denn die Sorry-Fähigkeit hängt nicht von Chromosomen ab. Die Scheidungen waren traurig, gescheitert an «Tut mir leid» nach Ausfällen, nach denen der Satz unerlässlich gewesen wäre und nicht kam.





Fremdenhass

Die meisten europäischen Siedler waren friedliche, nette Menschen, die nie einem Indianer ein Haar krümmten. Die meisten Indianer waren nett. Aber am Schluss gab es mehr nette Europäer als nette Indianer. Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Die geschichtliche Erfahrung zeigt, dass immer dann, wenn Indianer verschwinden, etwas nicht stimmt. Und gerade verschwinden sie wieder einmal. Keiner spricht mehr über sie. Und wenn man's doch tut und im Freundeskreis sagt: «Wenn ich mal an das Schicksal der Indianer erinnern darf...», merkt man, dass niemand mehr daran erinnert werden möchte. «Du und deine Indianer!», sagen die Freunde, die vor nicht langer Zeit noch selber häufig von den Indianern gesprochen haben, etwa wenn es um Massentierhaltung ging, um Atomkraftwerke und Gewässerverschmutzung. Damals rief man die Indianer noch als Zeugen eines gelungenen Miteinanders von Mensch und Natur auf. Man zitierte die Rede des Häuptlings Seattle, in der die Träume meiner Freunde von einer gerechten Kolchese-Gesellschaft in Worte gefasst wurden. Man sah in den Indianern Vorkämpfer gegen die rücksichtslose Ausbeutung der Regenwälder und die Profitgier der Wall Street, und man versuchte im Privaten, ihrer vollständigen Verwertung des Bisons nachzueifern, indem man die Wurst mit der Haut ass und die Aluminiumbeschichtung der Schokoladenverpackung zur Sammelstelle brachte. Gemeinsam mit den Indianern zog man gegen die Aussenpolitik der USA zu Felde; die Ansicht, dass dieser Politik das Verbrecherische angeboren war, begründete man häufig mit dem Genozid an den Indianern, und alle nickten – damals.

Doch vor ein paar Jahren drehte sich der Wind. Jetzt schob sich ein politisches Thema in den Vordergrund, bei dem man die Indianer Nordamerikas nicht brauchen konnte: die Einwanderung. Hier störten die Indianer. Denn so einfach es gewesen war, sie als Opfer der Umweltzerstörung, des Rassismus und des Kapitalismus zu sehen, so schwierig war es, ihr Schicksal in Übereinstimmung zu bringen mit dem festen Glauben an die Vorzüge der Immigration und des multikulturellen Miteinanders. Es war sogar ziemlich unmöglich, denn es gab diese unumstrittenen historischen Fakten, aufgrund deren man ja früher selbst von einem Genozid gesprochen hatte, um die zeitgenössischen US-Regierungen zu diskreditieren. Aber als nun Einwanderung zum beherrschenden Thema wurde, liess sich schwerlich übersehen, dass am Unglück der Indianer möglicherweise auch Leute beteiligt gewesen waren, die man als Einwanderer bezeichnen musste. Meine Freunde standen nun

vor der Entscheidung, wem sie ihre Loyalität kündigen sollten, den Einwanderern oder den Indianern. Und sie entschieden sich dafür, die Indianer aufzugeben.

Als ein Freund und ich während einer USA-Reise vor zehn Jahren hungrig und durstig an einer Tankstelle in Arizona ankamen, wo wir alles kaufen konnten, was das Herz begehrt, sagte der Freund, hier sehe man deutlich die Vorteile der Einwanderung. Ohne sie würde es hier keine Tankstelle und kein kühles Bier geben. Meinen Einwand, dafür habe es hier aber vor der Einwanderung mehr Apachen gegeben, liess er gelten. Aber er hatte eine Erklärung, warum es nur noch wenige Apachen gab: Sie hätten in einer steinzeitlichen Kultur gelebt, das müsse man auch einmal ehrlich sagen, die der technisch überlegenen Kultur der Europäer nichts entgegenzusetzen gehabt habe. Das Verschwinden dieser Steinzeitkultur sei zwar bedauerlich, aber historisch gesehen unvermeidlich gewesen.

Das ist der neue Common Sense, wenn es um Indianer geht: Schade um sie, aber es musste so kommen. Denn die Europäer waren auf jedem Gebiet fortschrittlicher. Nur stimmt das nicht. Als Cortés Tenochtitlán betrat, die Hauptstadt der Azteken, die grösser war als die grösste spanische Stadt jener Zeit, hatte er keineswegs das Gefühl, einer unterlegenen Kultur zu begegnen. Die ersten britischen Einwanderer wiederum, die im Nordosten Amerikas an Land gingen, kamen aus feudalistischen, von politischer Unterdrückung und religiöser Bevormundung geprägten Gesellschaften, und auf der Flucht vor diesen bedrückenden Zuständen stiessen sie auf die Irokesen-Konföderation, deren freiheitliche Verfassung später von vielen europäischen Aufklärern als vorbildlich betrachtet wurde, da in ihr bereits die Freiheit des Einzelnen und die Beschränkung der Machtbefugnisse der jeweils gewählten Regierungsmitglieder festgelegt waren. Die britischen Siedler konnten bei den Irokesen besichtigen, wie die politisch fortschrittliche und religiös tolerante Gesellschaft, von der sie träumten, aussah. Wenn ich meine Freunde auf diesen Umstand hinweise, suchen sie jeweils ihr Heil in der militärischen Überlegenheit der Europäer: «Die hatten doch Gewehre und die Indianer nicht!» Die Siedler selbst hätten über die Mär ihrer militärischen Überlegenheit wohl eher bitter gelacht: Sie erfuhren am eigenen Leib, dass die Feuerrate eines Pfeilbogens, die zehnmal höher war als die

einer Muskete, die geringere Reichweite des Bogens mehr als wettmachte. Nur hinter den Palisaden ihrer Forts konnten die Europäer nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit den Indianern überleben, und auch das nicht immer. Noch Mitte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der US-Kavallerie mit ihren Repetiergewehren und Feldkanonen, waren es nicht die Waffen der Europäer, die sie siegen liessen.

Aber was war es dann? Was, wenn nicht technische oder wissenschaftliche Überlegenheit, führte zum Niedergang der indianischen Kultur? Meine Freunde hören es nicht gern, aber es war nichts anderes als eine Zahl. Im Jahr 1630 lebten in dem Gebiet, in dem sich die ers-

Die Indianer wurden nicht planvoll ausgerottet. Niemand hatte einen Plan. Es geschah einfach.

ten Europäer ansiedelten, 20 000 Siedler und 100 000 Indianer. Hundert Jahre später waren es 300 000 Siedler und 20 000 Indianer. Selbst wenn kein einziger Irokese, kein Hurone und kein Algonkin an den von den Europäern eingeschleppten Krankheiten gestorben wäre, hätte sich das ursprüngliche Zahlenverhältnis in nur hundert Jahren von 5:1 für die Indianer zu 3:1 für die Europäer verändert. Im Jahr 1880 betrug das Verhältnis 10:1 für die Europäer, und zwar ohne Genozid. Einen solchen gab es nicht. Es gab Massaker, aber die Indianer wurden nicht planvoll ausgerottet. Niemand hatte einen Plan. Niemand hatte irgendetwas im Griff. Es geschah einfach. Die meisten europäischen Siedler waren friedliche, nette Menschen, die nie einem Indianer ein Haar krümmten. Die meisten Indianer waren nett. Aber am Schluss gab es mehr nette Europäer als nette Indianer. *That's all, my friends.*

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «In einem anderen Leben» (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man Spargel weichkochen? Oder muss er (wie in allen Kochshows angemahnt) bissfest sein? *Paul Thuile, Gargazon (Italien)*

Küchenexperten neigen zum Dogmatismus, weshalb uns alle möglichen Regeln erreichen. Bloss saisonal und regional, wird angemahnt, mehr Innereien, weniger Zucker und Salz, mehr Gemüse und Wasser, Fisch ist heikel, Fleisch eigentlich auch! Zu Ihrer Frage: Mir schmeckt knackiger Spargel besser: vakuumiert mit etwas Salz, Butter und Zucker, zwanzig Minuten im Steamer gegart bei 85 Grad Dampf, danach für einige Minuten auf den heissen Holzkohlengrill geben. Aber die Freiheit der Meinungen gilt auch in der Küche – Sie dürfen Ihren Spargel so lange kochen, bis er Ihnen am besten schmeckt. *En Guete. David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Entweder sie reden laut, oder sie ergreifen die Flucht.»

Norbert Frantz

Ungleich souveräner

Nr. 17 – «Schmollwinkel»; Editorial von Roger Köppel über Simonetta Sommaruga

Wenn Politiker der Exekutive Kritiken ausgesetzt sind und auf diese Kritiken nichts zu antworten wissen, sei es, dass die Vorwürfe berechtigt sind, sei es, dass es ihnen als Minister an Kompetenzen mangelt (oder beides zugleich), dann greifen sie weltweit auf Tricks zurück, um sich aus der Affäre zu ziehen. Entweder sie reden laut, viel und theatralisch, aber nicht zum anstehenden Thema, oder sie ergreifen die Flucht aus Angst vor ihrem Kritiker und dessen Argumenten, und/oder sie machen auf zutiefst beleidigt. Bei den Beleidigten gibt es zwei Sorten: die Theaterspieler oder die von Grössenwahn Geplagten.

Norbert Frantz, Bergem (Luxemburg)

Was Sie im Nationalrat geboten haben, ist einfach unanständig und frech. Wie wäre es, wenn Sie mal etwas Konstruktives leisten würden?

Brigitte Haemmerle, per E-Mail

Die gemeinsam inszenierte Demonstration von SP-Fraktion und SP-Bundesrätin gegen Nationalrat Köppel erinnert daran, wie ungleich souveräner und diskussionsfähiger frühere SP-Magistratspersonen in ähnlichen Situationen reagiert haben. Als seinerzeit die Debatte um die umstrittene Drogenpolitik von Ruth Dreifuss den Höhepunkt erreichte, rief FDP-Nationalrätin Geneviève Aubry als Präsidentin der Parlamentarischen Gruppe Drogenpolitik in einem emotionalen Votum der Bundesrätin zu: «Madame, als Grossmutter bin ich entsetzt!» Aber Frau Dreifuss könne das ja wohl kaum nachvollziehen. Aubry wurde dabei nicht nur formal, sondern auch inhaltlich persönlich. Sie verweigerte der Bundesrätin die Anrede «Madame la Conseillère fédérale» und machte deutlich, dass die Bundesrätin eine kinderlose Junggesellin sei und ihr damit aus der Sicht einer Mutter das entscheidende Kriterium für eine sozialverträgliche Drogenpolitik fehle.

Die Bundesrätin reagierte magistral und antwortete Frau Aubry mit Gegenargumenten. Es ist zu vermuten, dass Bundesrätin Sommaruga keine Argumente einfielen, um dem eloquenten und gescheiterten Votanten Köppel Paroli zu bieten.

Jürg L. Steinacher, Walchwil

Winston Churchill hat Clement Attlee «Schaf im Schafspelz» genannt. Diese Bezeichnung würde auch zu Frau Sommaruga passen.

Frantisek Holy, Jonen

Bravo! Endlich ein Nationalrat, der den Mut hat, im Parlament Klartext zu reden. Das Volk unterstützt Sie, und es werden immer mehr Menschen, die Sie unterstützen. Bitte weiter so. *Erwin Thäler, per E-Mail*

Viele Schweizer schätzen die klaren und unmissverständlichen Worte von Nationalrat Köppel. Er nennt die Dinge beim Namen. Dass eine Bundesrätin, die ganz klar den Willen des Volkes missachtet, sich beleidigt zurückzieht, beweist nur, dass sie mit der Wahrheit nicht konfrontiert werden will. Der Bundesrat hat eine Exekutivfunktion. Er soll endlich seine Verantwortung wahrnehmen und den Volkswillen umsetzen. *Armin Weber, Grünenmatt*

In seinem Editorial reitet der Autor zu lange auf dem jämmerlichen Verhalten von Frau Sommaruga herum. Die Rede war treffend, aber die meisten Argumente dazu hat man in den Foren schon am gleichen Tag lesen können. Die Länge erweckt auch den Eindruck, dass sich Herr Köppel rechtfertigen möchte, was völlig sinnlos ist. Eine übergeordnete Analyse wäre angebracht: was sich ein Politiker eben anhören muss, was Majestätsbeleidigung ist und was der Unterschied zwischen Beleidigung («Ziege») und Kritik («einknicken») ist. *Laurenz Hüsler, Egg bei Zürich*

Ihre Argumente sind sachlich dargelegt worden, offen und ehrlich! Respektlos finde ich das Abschleichen der SP und Simonetta Sommaruga. Sie haben keine rote Linie überschritten! *Reto Calonder, per E-Mail*

Ihren populistischen Ziehvätern stehen Sie in nichts nach, im Gegenteil. Blocher, Brunner, Amstutz und andere könnten noch von Ihnen lernen. Zu scharf sind Ihre Töne für eine Schweiz, die bei ihrem politischen Handeln auf der Konkordanz beruht und Lösungen sucht und auch findet. Die SVP ist in der Regierungsverantwortung und nicht mehr in der Opposition. Auch eine Frau Sommaruga setzt nur das um, was das Parlament verabschiedet hat. Das wissen Sie bestens. Also, den Angriff gegen die Abstimmenden richten und nicht gegen eine Bundesrätin. Das könnte eine Retourkutsche par excellence geben. *Heinz Wälti, Bolken*

Herr Köppel bildet sich ein, dass er ein Halbgott ist und die Weisheit mit Löffeln gefressen hat. Deshalb zeigt er wenig Respekt vor der Meinung anderer. Objektiv gesehen aber besitzt jeder Mensch und jeder Politiker ein Körnchen Wahrheit. Kein Mensch, auch Herr Köp-

pel nicht, verfügt über die absolute Wahrheit. Etwas mehr Bescheidenheit und selbstkritische Haltung würden ihm gut anstehen.

Gallina Andreas, Goldach

Zwei Fakten, die in aufgeregten Zeiten gerne verdrängt werden: Pianistin Sommaruga ist mit Schriftsteller Hartmann verheiratet und wohnt in einem Elfenbeinturm am Gurten. Ihr Studium der Anglistik und Romanistik hat sie abgebrochen. Verleger Köppel schafft Arbeitsplätze und bezahlt Löhne. Diese werden versteuert und ermöglichen so erst all die zweifellos schöne Musik und Literatur, welche ohne Subventionen nicht möglich wären. *Felix Lagger, Bennwil*

Herr Köppel missbraucht das Bundesparlament mit seinen Aussagen zur Selbstdarstellung, um anschliessend viel Medienpräsenz zu erhalten. Seine Aussagen haben stets einen negativen Aspekt und zielen, wenn möglich, auf eine Person. Dies ist nicht zum Wohl der Schweiz respektive bringt unser Land sicher nicht weiter. Zeugt das von besonderer Intelligenz? Ist das ein NR-Mandat wert? Nein!

Fritz Zobrist, Muri bei Bern

Die Medien haben einen SVP-Hype mehr, und wie immer wird rastlos auf einen Mann gezeigt, welcher eigentlich nur klar und deutlich

aussprach, was Sache ist. Roger Köppel tat das, was man von einem gewählten Bundesparlamentarier erwarten darf, ja gar muss. Er hielt Frau Bundesrätin Simonetta Sommaruga den Spiegel vor Augen. *Bernhard Diethelm, Vorderthal*

Welche Interessen werden vertreten?

Nr. 17 – «Asylhotel au Lac»;
Christoph Mörgeli über die Zuwanderung

Betagte müssen raus, Asylbewerber kommen rein, eine wirklich tolle Sache, wie man in der Schweiz mit der eigenen Bevölkerung umgeht. Für das Asylunwesen gibt man Millionen aus.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Geht es jedoch um die AHV oder um die Landesverteidigung, so müssen dringend zusätzliche Ausgaben vermieden werden. Unsere Alten, welche hier in der Schweiz jahrelang gearbeitet und Steuern bezahlt haben, schiebt man, weil die Pflegekosten zu hoch sind, nach Thailand ab und heisst wildfremde Profiteure willkommen, welche hier angeblich Schutz suchen. Da stellt sich doch die Frage, welche Interessen denn eigentlich unsere Politiker in Bern vertreten. *Peter Jordi, Biberist*

Sogar die Innenseite

Nr. 14 – «Darf man das?» zum Thema Handkuss; von *Claudia Schumacher*

Als langjähriger Leser der *Weltwoche* im fernen Kanada freue ich mich seit kurzem über Ihre Beiträge, immer informativ, kurzweilig, unterhaltsam und amüsant. Sie schreiben auf eine sehr schöne Art über dieses und jenes, bitte weiter so. Danke. Nun, eine kleine Bemerkung zum Thema Handkuss: Es ist also so, dass ein echter Gentleman niemals die Hand einer Frau wirklich berührt, sondern einen Zentimeter davor anhält, um damit seine Hochachtung zu bekunden. Wenn aber eine sehr persönliche oder intime Beziehung besteht, darf er den Handrücken berühren und sogar die Hand umdrehen, um die Innenseite zu küssen.

Hans Peter Keinert, Lac-Simon (Kanada)

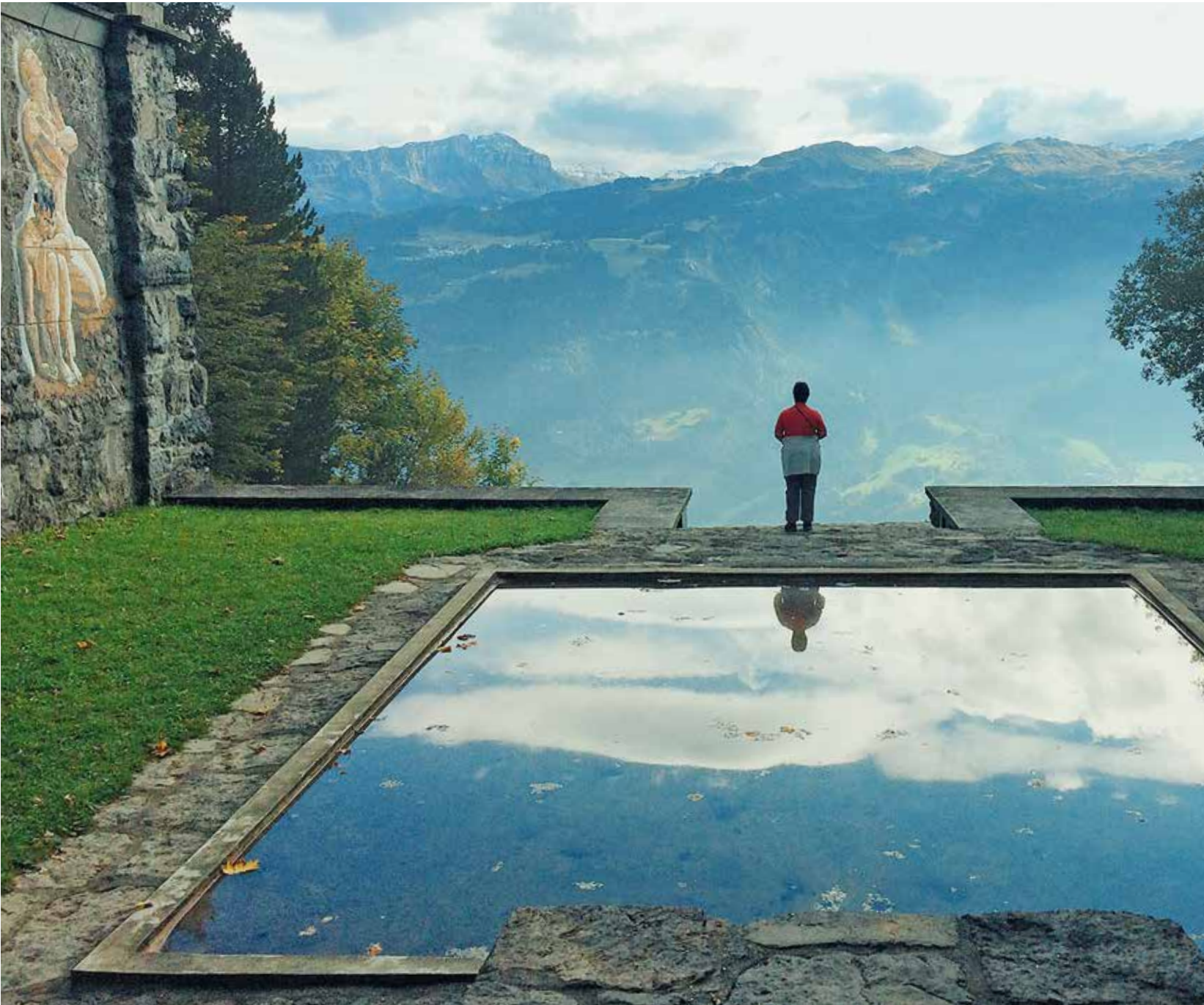


Es gibt nicht die Belegschaft.
Es gibt nicht das KMU.

Jedes Unternehmen ist einzigartig. Deshalb bieten wir Ihnen passgenaue Versicherungslösungen, die Sie vor den finanziellen Folgen krankheits- oder unfallbedingter Abwesenheiten schützen.

Lassen Sie sich von uns beraten per Telefon 058 277 18 00 oder auf www.css.ch/unternehmen. **Ganz persönlich.**





«Totentempel der Hatschepsut»: Friedensdenkmal Paxmal, nahe Walenstadtberg SG.



Naturgotik: Erdpyramiden von Euseigne VS.



Im Reich des Hades: unterirdischer See von Saint-Léonard VS.

Wundersame Schweiz

Unser Land ist voller kurioser Landschaften, mystischer Bauwerke und fantastischer Gebilde. Ein Blick auf die Schweiz, wie man sie nur selten sieht. *Von Rico Bandle*

Es sind die Dinge abseits der Touristenströme, die Thomas Widmer anziehen. «Ich verstehe nicht, weshalb überall das Matterhorn abgebildet ist, es gibt so viele fantastisch geformte Berge in der Schweiz», sagt er. Seit vielen Jahren veröffentlicht er eine wöchentliche Wanderkolumne, früher in der *Weltwoche*, jetzt im *Tages-Anzeiger*; der studierte Islamwissenschaftler und Journalist ist mittlerweile so etwas wie der Wanderer der Nation.

Bei Widmer steht nicht die sportliche Herausforderung im Vordergrund, nicht das Erklimmen höchster Berggipfel, sondern der Blick auf das Skurrile, die kleinen Wunder, an denen die meisten Leute vorbeigehen, ohne sie zu sehen. «Ich wandere genauso gerne in der Agglomeration wie in der Natur», sagt er. Überall stösst er auf geologische Kuriositäten, Überbleibsel aus der Urzeit oder rätselhafte Bauwerke. Seine spannendsten Entdeckungen aus den letzten Jahren hat er nun in einem Buch zusammengefasst.

Wir treffen uns an einem garstigen Sonntag im Hauptbahnhof Zürich mit dem Ziel, 2 der 184 im Buch beschriebenen Wunder zu besichtigen. Von Kälte und Regen lässt sich ein echter Wanderer wie Widmer nicht abhalten. Am Tag zuvor habe er mit seiner Wandergruppe die prähistorischen Steinkreise von Affoltern am Albis besucht, mich führt er nach Uster zu einem gekrümmten Holzsteg, der wie Schwemmholz auf einem Weiher zu treiben scheint.

«Kunstwerke sprechen mich eigentlich nicht so an, das hier hat mich aber doch fasziniert», sagt er über den begehbaren, rund fünfzig Meter langen Steg des japanischen Holzkünstlers Tadashi Kawamata. Wenn Widmer mit seinem Appenzeller Dialekt das eigenartige Holzgebilde erklärt, so erinnert er an den Appenzeller Künstler Roman Signer, der dieselbe innere Ruhe ausstrahlt, wenn er von seiner skurrilen Sprengkunst redet.

Der Grund, warum er mich ausgerechnet hierher geführt hat, liegt darin, dass das nächste Wunder kaum hundert Meter entfernt liegt: Mitten im ehemaligen Industriequartier steht eine fast vier Meter hohe Statue der Helvetia mit Schweizerkreuz auf der Brust. In der Hand trägt sie eine Kugel, auf welcher ein goldener Handelsgott Merkur steht. Ein Riesending, geschaffen 1899 von Richard Kissling, der auch

das Tell-Denkmal in Altdorf und die Alfred-Escher-Statue auf dem Zürcher Bahnhofplatz kreiert hat. «Es ist doch verrückt, dass eine solche Statue hier zwischen Bürohäusern und umgenutzten Gewerbebauten rumsteht», sagt Widmer. In seinem Büchlein kann man nachlesen, dass die Skulptur bis 1959 in einem Bankgebäude am Zürcher Paradeplatz stand, ein Kunstliebhaber hat sie vor der Verschrottung gerettet. Und dass die goldene Merkurfigur schon einmal abgeschlagen und geklaut worden ist, man habe sie aufgrund von Fotos rekonstruieren müssen.

«Hinter vielen Objekten steckt eine Geschichte, die das Wunder erst ausmacht», sagt Widmer beim anschliessenden Mittagessen, mangels Alternativen in einem schmucklosen japanischen Restaurant, dessen Nudelsuppe sich aber als herausragend erweist.

Als gemächlicher Wanderer ist Widmer ein Abenteurer der Langsamkeit; im Gespräch ist jedoch ein Schnelldurchgang möglich durch eine fantastische, weitgehend unbekannte Schweiz, hier unterteilt in zehn Stationen.



Autor Thomas Widmer.

Unter Tag — Im Land der Tunnel- und Stollenbauer hat auch die Natur eine faszinierende Unterwelt geschaffen. Die **Feengrotte von Saint-Maurice VS** mit ihrer siebzig Meter hohen Kaverne oder der **unterirdische See von Saint-Léonard VS** sind nur zwei von vielen Höhlen und Grotten, die einen Einblick in die Unter-

welt bieten. «Die mineralischen Ausdünstungen, die Töne – in der Tiefe gelten andere Regeln», schwärmt Widmer. Man mache sich auf eine Reise weit zurück in der Entwicklungsgeschichte. Die Zeitreise ist ein Motiv, das bei Widmers Wundern immer wieder auftaucht. Woher die Faszination? «Ich denke mythisch, nicht psychologisch. Sitze ich im Boot auf dem unterirdischen See von Saint-Léonard, sehe ich Hades vor mir, den Gott der Unterwelt.» Auch menschengemachte Höhlen ziehen ihn an, zum Beispiel die Stollen unter der **Staumauer von Grande Dixence VS**: «Aus mehreren Tälern wird das Wasser durch ein gigantisches Tunnelsystem in den See gepumpt.»

In der Luft — Eigentlich sei er kein Freund der Hängebrücken, die überall in den Alpen den Tourismus ankurbeln sollen. Trotzdem



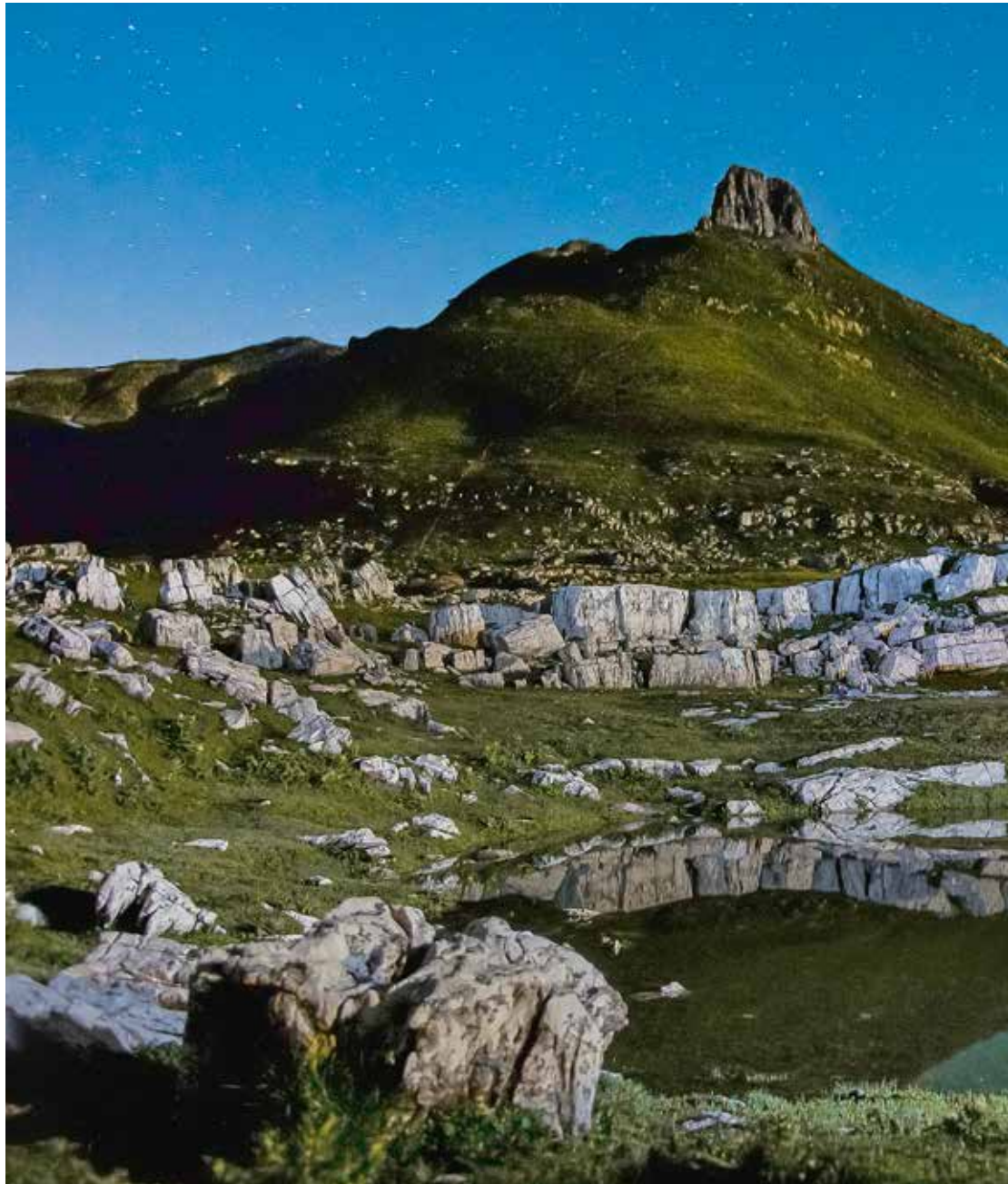
20 000 Schädel: Beinhaus in Leuk.

hat er im Buch eine erwähnt: die **Hängebrücke von Sigriswil BE**, 340 Meter lang, maximal 182 Meter hoch. «Ich muss mich zwingen, sie zu überqueren», sagt Widmer. Mehr Freude als an «Hängebrücken, die niemand braucht», hat er an alten Seilbahnen wie der **Selunbahn im Toggenburg SG**, wo man in einer offenen Kiste in luftiger Höhe auf die Alp Vorder Selun spediert wird. «Solche Bahnen gibt es immer weniger, jedes Jahr verschwinden wieder einige», sagt Widmer.

Im Angesicht des Todes — Eine abgerissene Hand in Greyerz, ein Galgen in Ernen: Der Tod ist für Thomas Widmer auch ein Wunder – und einen Familienausflug wert. «Ich habe einen makabren Zug», sagt er. Lange wurde darüber gerätselt, wem die **abgerissene Hand im Museum von Schloss Greyerz FR** einst gehörte, gemäss neuester Forschung stammt sie von einer ägyptischen Mumie. Wie die Hand in das maleische Städtchen kam, ist nicht bekannt. Beim **Galgen von Ernen VS** handelt es sich um im Dreieck arrangierte Viermetersäulen. «Die Idee war, mehrere Delinquenten aufs Mal abfertigen zu können», heisst es im Buch. Im Gespräch ergänzt Widmer: «Die Anlage ist auf einer Anhöhe mit wunderbarem Ausblick gelegen – «Schöner sterben», würde ich sagen.» In Widmers Sammlung des Makabren fehlen die eindrücklichen **Schrumpfköpfe im Völkerkundemuseum St. Gallen**, dafür erwähnt er das gotische **Siechenhaus von Burgdorf BE** und das **Beinhaus in Leuk VS**, wo über 20 000 Totenschädel an einer 19 Meter langen Schädelwand aufbewahrt werden.

Landschaftsbilder — Es ist ein unerschöpflicher Fundus, den die Natur uns liefert, was für den Wortmenschen Widmer eine Herausforderung darstellt: «Geologie zu beschreiben, ist am schwierigsten.» Der charakterstärkste Berg der Schweiz ist für ihn der **Spitzmeilen GL/SG**, 2501 Meter hoch, er nennt ihn «Pseudovulkänchen in Helvetien». Nicht fehlen dürfen die **Krete des Creux-du-Van über Noiraigue NE** mit seinen 160 Meter hohen, senkrecht abfallenden Kalkwänden und das **Ofenloch SG**, «unser Grand Canyon», wie es im Buch heisst. «Wäre das Ofenloch Literatur, dann ein englischer Schauerroman, eine Gothic Novel.» Wie von einem anderen Planeten wirken auch die **Erdpyramiden von Euseigne VS**, Überbleibsel einer Gletschermoräne. «Diese schlanken, hohen Pfeiler, das ist Naturgotik!», schwärmt Widmer. Dass dieses einzigartige Steingebilde für einen Strassentunnel durchbohrt wurde, kommentiert der Berufswanderer mit einem Wort: «Barbaren!»

Moskau einfach — Nicht nur die russische Hauptstadt heisst **Moskau**, sondern auch ein Weiler im Kanton Schaffhausen. Er gehört zur Gemeinde Ramsen und liegt an der Grenze zu



Charakterstärkster Berg der Schweiz: Spitzmeilen GL/SG.

Deutschland. Zu den weiteren Namenswundern gehört die **Alp Arsch SG** zwischen Amden und dem Toggenburg. Die Herkunft dieses Namens ist auch Widmer ein Rätsel, ausser dass diese Alp «sozusagen am Arsch der Welt» liege. Oder verbirgt sich im Namen das lateinische Partizip *arsus*, also verbrannt?

Heiliger Schauder — Das erste Gesicht der Schweiz ist in einen drei Meter hohen und drei Tonnen schweren Stein gemeisselt. Vor 6500 Jahren, so alt ist die Skulptur, scheint hier bereits ein glücklicher Ort gewesen zu sein: Dieser Mann mit Bart lächelt leicht. Der Menhir – so werden prähistorische Einzelsteine genannt – wurde 1996 beim Autobahnbau gefunden und steht heute im **Museum Laténium am Neuenburgersee**. «Wenn ich solche Menhire und Hinkelsteine sehe, wird mir ganz anders, da durchfährt mich ein heiliger Schauder», sagt Widmer. Die Schweiz ist voller urzeitlicher

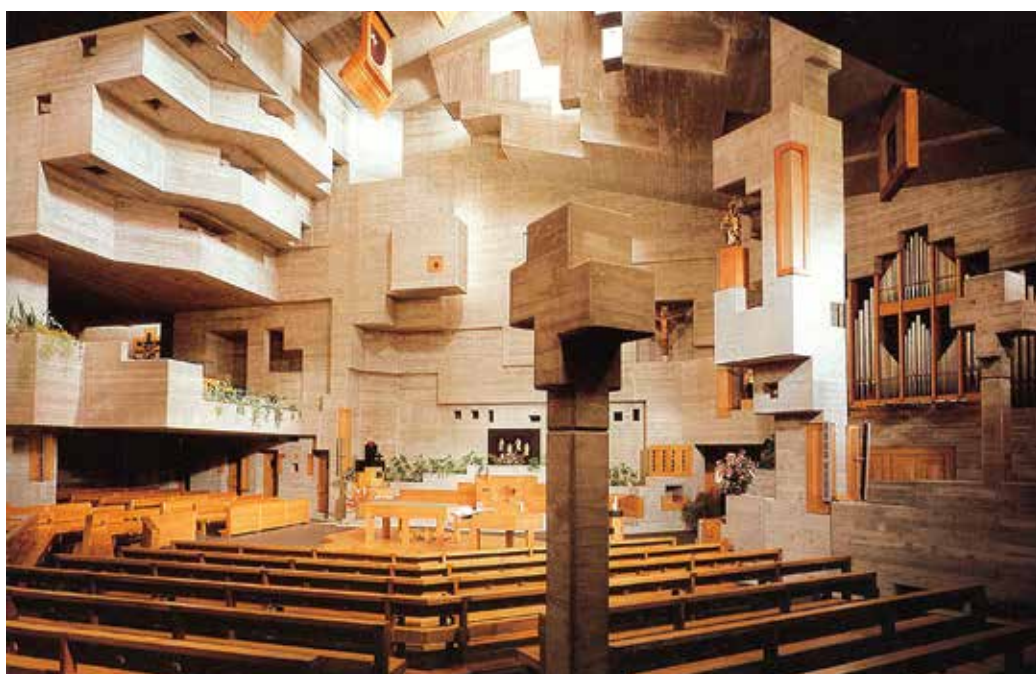
Wunder, nicht alle sind so gross wie der lächelnde Mann, faszinierend sind diese vor Jahrtausenden platzierten Objekte allemal. So auch die **Menhire von Falera GR**, die möglicherweise aufgrund ihrer Ausrichtung als Kalender dienten. Wie aus dem alten Griechenland wirkt das tempelartige **Paxmal nahe Walenstadtberg SG**, ein 1949 eingeweihtes monumentales Friedensdenkmal. Vor der senkrechten Wand der Churfürsten erinnert es Widmer an «den Totentempel der Hatschepsut» nahe Luxor.

Gotteshäuser — Er hätte ein ganzes Buch nur mit Kirchen machen können, sagt Widmer. Zwei der Ausgewählten fallen besonders auf. Die **Kirche Saint-Nicolas de Myre in Hérérence VS** ist ein gigantisches Betonungetüm, dermassen hässlich und massiv, dass es einen ganz eigenen Reiz entwickelt. Brutalismus nennt man diesen Stil, ein passender Begriff, sowohl für die Grobheit als auch für die Kraft,



Ältester Schweizer: Menhir.

Märchenhaft: schwimmende Inseln, Barchetsee TG.



Brutalismus: Kirche Saint-Nicolas de Myre in Hérémece VS.

die dieses 1970 fertiggestellte Gebäude ausstrahlt. Das andere eigenartige Gotteshaus, die **Kirche Sainte-Trinité in Genf**, sieht einem kugelförmigen Gaslager zum Verwechseln ähnlich. Widmer vergleicht die Kugelkirche wegen ihres kaminartigen Aufsatzes mit einem «überdimensionierten Reichsapfel des Mittelalters» und einer «Eierhandgranate». Die Kirche steht nur fünfzehn Gehminuten vom Genfer Hauptbahnhof entfernt.

Wasser — Schwindende Gletscher sorgen dafür, dass plötzlich neue Seen entstehen. Einer davon ist der **Caralinsee unter dem Palü-gletscher GR**, der erst seit fünfzehn Jahren existiert. Mehrere Wasserfälle füllen den See, arktisch anmutende Eisschollen schwimmen darauf. Zweieinhalb Stunden dauert die Wanderung von der Zughaltestelle Bernina-Hospiz zu dem noch jungen Gewässer. Auf dem **Barchetsee TG**, 45 Gehminuten von Ossingen ZH,

schwimmen keine Eisschollen, sondern Inseln aus Schwinggrasen, die von Wind und Strömung bewegt werden – ein traumhafter Anblick.

Dunkler wohnen — Widmers Faszination für die Unterwelt macht sich auch bei der Auswahl der Wohnhäuser bemerkbar. Über die runden **Erdhäuser von Dietikon ZH**, die wie Hobbit-Behausungen aussehen, schreibt Widmer: «Fötensehnsucht wird Architektur.» Auch die **Höhlenhäuser in den Sandsteinflühen oberhalb Krauchthal BE** im Emmental sind ihm eine Erwähnung wert. «So wohnen möchte ich auch nicht. Aber irgendwie fasziniert das halt doch», sagt er.

Traumfabriken — Gewaltige Giraffen, märchenhafte Häuser, sich mehrere Meter in die Luft wölbende Riesenschlangen – der Künstler Bruno Weber hat sich im Limmattal seine fantastische Welt erschaffen, eine «LSD-

Tarantula-Fantasie», wie Widmer schreibt. Der **Bruno-Weber-Park ob Dietikon ZH/AG**, immer mal wieder von der Schliessung bedroht, ist der wahr gewordene Fantasy-Film, irgendwo zwischen Gruseln und märchenhafter Schönheit. Ein anderer Park, den Widmer empfiehlt, ist der **Préhisto-Parc in Réclère JU**, eigentlich ein Waldweg, wo hinter Bäumen Dinosaurier und andere prähistorische Monster in Originalgrösse zu entdecken sind. Und wenn wir schon bei den Dinosauriern sind: Der echte Jurassic Park der Schweiz liegt im Kanton Solothurn. Über die Dinosaurierspuren in Lommiswil – rund 300 Fussabdrücke hat der Kalkstein 145 Millionen Jahre lang konserviert – sagt Widmer: «Man sieht hier die Dinosaurierherde geradezu vor sich.»

Thomas Widmer: Schweizer Wunder. Echtzeit. 272 S., Fr. 26.90. www.echtzeit.ch



Bei den Linken verdächtig: Alec von Graffenried.

Berner Machtspiele

Der grüne Alt-Nationalrat Alec von Graffenried will Berner Stadtpräsident werden. Mit seinen Ambitionen bringt er das rot-grüne Machtgefüge ins Wanken.

Von Hubert Mooser

Vier Mitglieder aus dem aristokratischen Berner Familienclan der von Graffenrieds regierten seit 1590 als Schultheissen in der Stadt, der letzte, Emanuel, zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Nun greift ein Nachfahre, der Jurist und Alt-Nationalrat der Grünen, Alec von Graffenried, nach der Krone. Der langjährige SP-Fürst, Stadtpräsident Alexander Tschäppät, geht Ende Jahr in Pension. Als designierte Thronerbin soll ihm, so der Plan der Berner Genossen, SP-Gemeinderätin Ursula Wyss folgen. Das war aber, bevor Alec von Graffenried das Stadtpräsidium ins Auge fasste und die rot-grüne Koalition damit ins Rotieren brachte.

Wiederherstellung der Balance

Seit bald einem Vierteljahrhundert regiert ein Konstrukt aus Sozialdemokraten, linken Grünen und rechten Grünen, kurz RGM genannt, die Bundesstadt. Die SP beanspruchte als

stärkste Kraft zwei Sitze in der Stadtexekutive und stellte bisher stets den Stadtpräsidenten. Die linken Grünen, das Grüne Bündnis (GB) und die rechten Grünen, die Grüne Freie Liste (GFL) begnügten sich mit je einem Sitz und der Rolle des Juniorpartners. 2004 wurde die Sitzzahl der Stadtregierung von sieben auf fünf reduziert. Die SP konnte ihren Besitzstand wahren. Linke und rechte Grüne mussten dagegen den dritten Sitz von RGM unter sich ausmachen. Von Graffenried kandidierte damals als GFL-Vertreter gegen Regula Rytz vom GB (heute Präsidentin der Grünen Schweiz) und verlor mit sechs Stimmen.

Seither ist die GFL bloss noch Steigbügelhalterin des linksgrünen Berner Machtkartells. Dadurch ist das Gleichgewicht im grünen Lager der Regierungskoalition etwas instabil geworden. Also entwarfen Parteistrategen der Grünen einen ehrgeizigen Plan zur

Wiederherstellung der Balance. Zuerst sollte die Zusammenarbeit zwischen rechten und linken Grünen auf Stadtebene (kantonal sind sie längst vereint) intensiviert werden. Das neue grüne Teamwork wollte man mit einer gemeinsamen Kandidatur für das Stadtpräsi-

Die politischen Gegner schauen amüsiert zu, wie sich die Linken in Bern selbst demontieren.

dium testen. Die Gelegenheit war günstig. SP-Frau Ursula Wyss hatte schon anderthalb Jahre vor den Wahlen ihre Ambitionen überraschend angemeldet und damit en passant die Grünen düpiert. Nach den Jahren unter der SP-Knute fanden die Ökologen nun einen Grund, den Genossen das prestigeträchtige Präsidentenamt streitig zu machen.

Wer als gemeinsamer Kandidat den Kampf um das Stadtpräsidium führen sollte, war zu diesem Zeitpunkt noch nicht beschlossen. Aber es ist ein offenes Geheimnis, dass Parteistrategen den politisch eingemitteten von Graffenried als gemeinsamen Stapi-Kandidaten im Kopf hatten und nicht die amtierende GB-Gemeinderätin Franziska Teuscher. Aber dann erteilte die GB-Basis solchen Plänen am 20. Januar eine Absage und schickte Teuscher ins Rennen. Die GFL, gar nicht erfreut über diesen Verlauf, nominierte trotzdem ihr Aushängeschild von Graffenried. Seither geht es beim rot-grünen Machtkartell drunter und drüber.

Die SP, die den wirtschaftsfreundlichen von Graffenried verhindern will, weil er laut eingeweihten Kreisen Ursula Wyss gefährlich werden könnte, begann plötzlich Bedingungen zu diktieren. Man akzeptiere nur einen grünen Stapi-Kandidaten. Wochenlange Diskussionen zwischen SP, GB und GFL brachten nichts. Am Dienstag vor einer Woche gaben die Parteien bekannt, man werde bei den Gemeinde- und Stadtratswahlen am 27. November «wahrscheinlich» nicht gemeinsam antreten. Mit anderen Worten: Von Graffenried ist mit seiner Kandidatur etwas gelungen, was dem Bürgerblock um FDP und SVP und den Mitteparteien CVP, BDP, GLP und EVP in 24 Jahren nicht glückte – einen Keil in die rot-grüne Koalition zu treiben.

Zwei Wege aus der Krise

In den letzten Tagen hat von Graffenried den Druck auf die linken Grünen noch verstärkt. Er werde sich auf keinen Fall zurückziehen, liess er Franziska Teuscher wissen. Ein Sitz in der Stadtexekutive interessiere ihn kaum mehr. Er wolle Stadtpräsident werden. Wenn sie auf ihrer Kandidatur beharre, breche die Koalition auseinander, sie müsse dann entweder allein oder auf einer SP-Liste für den Gemeinderat kandidieren, und ihre Wiederwahl sei dann alles andere als sicher. Dabei müsse besonders Franziska Teuscher ein Interesse daran haben, dass das Konstrukt RGM überlebt.

Vor diesem Hintergrund führen eigentlich nur zwei Wege aus der Krise: Die SP akzeptiert zwei Kandidaten der grünen Koalitionspartner für das Stadtpräsidium. Oder die linken Grünen ziehen Teuschers Stapi-Kandidatur wieder zurück.

Die politischen Gegner FDP und SVP schauen indessen amüsiert zu, wie sich die Linken in Bern selbst demontieren. SVP-Gemeinderatskandidat und Nationalrat Erich Hess lässt sich davon aber nicht blenden. Er ist überzeugt, dass sich RGM am Ende wieder zusammenraufen wird – zum Machterhalt. Der in Bern stark zersplitterte Bürgerblock hätte derzeit auch nicht das Wählerpotenzial für eine Wende. SVP und FDP wollen bei den Wahlen im November allein marschieren. Die Mitte mit

CVP, BDP, GLP und EVP trommelt für ihren Gemeinderat Reto Nause. Versuche der FDP, Mitte- und Bürgerblock zusammenzubringen, liefen ins Leere. «Die Parteispitzen glauben noch immer, dass sie allein erfolgreicher sind», sagt FDP-Gemeinderat Alexandre Schmidt, der selber auch für das Amt des Stadtpräsidenten antritt.

Dabei täte der Stadt ein bisschen politische Veränderung gut. Schmidt bringt das Problem auf den Punkt: Als Finanzdirektor habe er es öfter mit Subventionsjägern als mit Steuerzahlern zu tun. Die linke Mehrheit

Hess ist überzeugt, dass sich RGM am Ende wieder zusammenraufen wird – zum Machterhalt.

wolle eine Stadt velofahrender Genossenschaftler. Die bezahlbaren Wohnungen aber, von denen SP und Grüne in Sonntagsreden schwärmen, existieren vorläufig nur in Wahlprospekten. Eine der zuletzt in Bern realisierten grossen Wohnsiedlungen, «Schönberg Ost», mit Wohnraum für tausend Menschen, können sich nur arrivierte Parteibonzen wie Stadtpräsident Tschäppät leisten. Andere verdiente Parteigrössen wie der frühere SP-Nationalrat Peter Vollmer oder alt Regierungstatthalter Sebastian Bentz wohnten jahrelang günstig in städtischen Herrenhäusern, wie die städtische Liegenschaftsverwaltung 2015 bestätigte.

Ein kleines Machtkartell in der Stadtberner SP hält sich ausserdem gegenseitig Jobs und Mandate zu: Die SP-Kronprinzessin für das Stadtpräsidium Wyss ist liiert mit Thomas Christen, dem früheren SP-Generalsekretär

und aktuellen Berater von Bundesrat Alain Berset. Als Berater hat Wyss ihren Jugendschatz und früheren Ehemann Marc Gebhard engagiert, der heute Lebenspartner von SP-Nationalrätin Evi Allemann ist. Allemann selber wurde 2015 Verwaltungsrätin der Berner Verkehrsbetriebe «Bernmobil» wo Freundin und Verkehrsdirektorin Wyss als Verwaltungsratspräsidentin das Sagen hat. Nadine Masshardt ist die Nachfolgerin von Ursula Wyss im Nationalrat und die Gotte von einem der Allemann-Kinder.

Er sei überzeugt, dass man aus Bern etwas machen könne, sagt GFL-Politiker von Graffenried. Aber was ihn antreibt, mit derartiger Entschlossenheit das Amt des Stadtpräsidenten anzustreben, erfährt man nicht wirklich. Der Zeitung *Bund* vertraute er einmal an, er wolle diejenigen Kreise besser integrieren, die nicht direkt am RGM-Machtbündnis beteiligt sind. Wen er damit meint, hat er zwar nicht präzisiert, lässt sich aber unschwer erraten. Waren es doch den Berner Wirtschaftsverbänden nahestehende Kreise wie der Präsident der FDP-Stadtsektion Bern, Philippe Müller, die seine Kandidatur lancierten.

Nähe zu Wirtschaftskreisen

Das ist auch ein Problem für von Graffenried. Als GFL-Vertreter gehörte er dem RGM-Bündnis an, zu dem er sich auch jetzt gegenüber der *Weltwoche* noch bekennt, obschon er zeitweilig mit den Grünliberalen parallel verhandelte. Die Nähe von Graffenrieds und seiner Parteileute zu Wirtschaftskreisen macht ihn jedoch bei den Linken verdächtig. Aber solchen Widrigkeiten haben die von Graffenrieds in ihrer langen Geschichte in fremden Sold- und Hofdiensten zu trotzen gelernt. ○



Kleines Machtkartell: Kronprinzessin Wyss,...



...Kandidatin Teuscher.

Gleicher unter Gleichen

Wer sich die Biografien der Kämpfer für das bedingungslose Grundeinkommen ansieht, der erkennt: Ihre Vorstellungen taugen für ein gutes Leben. Allerdings nur für sie selbst und nicht für die anderen, die ihnen die Arbeit abnehmen sollen. *Von Markus Schär*

Keine Arbeit liefern. «Selbst hätte er das Geld nicht mehr nötig, denn er ist ein erfolgreicher Unternehmer», schwärmt der Online-Dienst Swissinfo. «Das hat er dank einem Stipendium einer Stiftung geschafft.» Was steckt hinter der Erfolgsgeschichte von **Daniel Häni**, einem der Vordenker der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen, die allen Schweizern 2500 Franken im Monat verheisst? Der fünfzigjährige Berner schloss sich 1987 nach einer Zeichnerlehre und einem Schnupperstudium als Siedlungsplaner den Basler Hausbesetzern an. Ein Stipendium der Stiftung des deutschen Anthroposophen Fried Geuter (1894–1960) bot ihm die Möglichkeit, ein Jahr zu leben, «ohne eine Arbeit abliefern zu müssen». Was er dabei lernte, setzt er seit 1998 um. Da konnte er von der Credit Suisse das ehemalige Gebäude der Schweizerischen Volksbank an bester Lage im Basler Stadtzentrum für «moderate» zehn Millionen Franken kaufen – dank der Stiftung der englischen Bildhauerin Edith Maryon (1872–1924), einer engen Mitarbeiterin von Rudolf Steiner in Dornach.

Daraus wuchs, mit einer «Kostenmiete» eingestuft, das «Unternehmen Mitte», das Häni gerne als Zukunft der Wirtschaft vorführt: «Eurythmiekommunismus», wie der Blogger Manfred Messmer spottet. Das Vorzeigeunternehmen betreibt ein Café, in dem kein Konsumzwang herrscht, und vermietet Räume, so bis jetzt für das Lokalmedium *Tageswoche*, das vom Geld der Roche-Erbin Beatrice Oeri zehrt. Sein Erfolg lässt sich aufgrund der zuletzt 2013 publizierten Zahlen beurteilen. 91 Mitarbeiter schafften da mit 42 272 Arbeitsstunden einen Gastro-Umsatz von 3,7 Millionen Franken. Das macht pro Mitarbeiter 464 Jahresstunden, also ein Drittel des Schweizer Durchschnitts, und einen Umsatz von 41 000 Franken: Gemäss den Richtlinien des Wirteverbandes sollten die Lohnkosten höchstens die Hälfte ausmachen. Immerhin liessen sich mit der 800 Quadratmeter grossen Loftwohnung im obersten Stock locker 80 000 Franken Mieteinnahmen erzielen. Dort pflegt allerdings Daniel Häni mit Patchwork-Familie seinen Kommunismus für jene, die gleicher sind als die Gleichen.

Unter den Möglichkeiten. «Wir leben über unsere Verhältnisse, aber unter unseren Möglichkeiten», meint **Christian Müller**. Der 34-jährige «selbstständigerwerbende Ökonom und Familienvater», der sich nach dem

Studium in Basel «als Journalist versuchte», vertritt die Zürcher Fraktion im Initiativkomitee. Er gab vor vier Jahren das Buch «Die Befreiung der Schweiz» heraus, zusammen mit **Daniel Straub**. Der 49-Jährige hat in seinem Leben bisher vor allem studiert, Wirtschaft in Luzern, Politik in Kalifornien, Psychologie in Bern; er ist gemäss Autorenvermerk «im Nebenamt Flohmarkthändler».

Wie wir unseren Möglichkeiten gemäss leben, führt Christian Müller in einem «Labor für Wirtschaftsexperimente» vor: «Vielleicht stimmt ja das Geschwätz von Kostendruck, Konkurrenzkampf und Wachstumszwang gar nicht?» Die vor fünf Jahren gegründete Kooperative Ortoloco baut auf 1,4 Hektaren Ackerland, die sie von einem hochsubventionierten Limmattaler Biohof gepachtet hat, sechzig Sorten Gemüse an. Zur Genossenschaft – die nicht wachsen will – zählen 220 Haushalte, die auch zehn Arbeitseinsätze im Jahr leisten. Dies als «Spatenbrigade», die statt mit Maschinen von Hand pflügt: «Um Tempo geht es nicht, sondern um die Frage, wie sich das Bauern besser und schöner machen lässt.» So erzielt das zukunftsweisende Projekt einen Umsatz von gut 200 000 Franken und ein Einkommen für eineinhalb Gärtnerinnenstellen. Bei solchen Möglichkeiten würde die Menschheit nicht über ihre Verhältnisse leben, sondern hungern.

Gratis genährt. Sie gibt als Beruf auch «postpatriarchale Denkerin» an: Die sechzigjährige Theologin **Ina Praetorius**, ursprünglich aus dem Schwarzwald, assistierte 1983 bis 1987 Professor Hans Ruh am Institut für Sozialethik der Uni Zürich und promovierte 1992 in Heidelberg mit einem Grundlagenwerk der «Geschlechterforschung in der evangelischen Theologie». Aber 1997 gab sie die akademische Karriere auf. Seither macht sie «fast nur Dinge, die mir Spass machen», wie sie der *Reformierten Presse* sagte. Dies ist vor allem das Schreiben von Büchern wie «Handeln aus der Fülle: Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition». Der Mensch komme ohne Vorleistung zur Welt und werde «täglich von der Matrix Kosmos gratis genährt», lehrt sie im 2015 herausgegebenen Buch «Erbarmen». Daraus leitet sie die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen ab: «Die Barmherzigkeit Gottes durchzieht die ganze Bibel. Und diese bedingungslose Annahme durch Gott, die keine besonderen Leistungen voraussetzt, muss sich in einer Gesellschaft, in

der die Menschen vom Geld abhängig geworden sind, auswirken.»

Die Freiheit, fast nur zum Spass zu arbeiten, gründet allerdings bei der Theologin (wie einst bei den Pfarrherren auf dem Zehnten) auf dem Geld der Steuerzahler. Ina Praetorius heiratete 1988 den Pfarrer Hans Jörg Fehle und lebt seither mit ihm im Toggenburg. Die reformierten Werk tätigen – und auch die konfessionslosen Unternehmen! – von Krinau und Wattwil bezahlen sie dafür, dass sie über eine «postpatriarchale Neudefinition der Arbeit» nachdenkt.

«Dörf alles.» Einmal wollte sie, von Zukunftsängsten geplagt, anpacken und aufbauen. **Franziska Schläpfer** lebte als mehrfach gescheiterte Gymnasiastin im Zürcher Wohlgroth-Areal, «dem grössten besetzten Gebiet Europas». Da entschied sie sich, selber etwas zur Wertschöpfung beizutragen: Die 1,60 Meter kleine Frau stand eine Lehre als Zimmerin durch, als weiblicher Zimmermann. Schon während der harten Lehrjahre wusste sie allerdings, dass sie nie auf dem Beruf arbeiten würde. Stattdessen holte sie die Matur nach und stieg in ein Philosophiestudium ein – dann kam das erste von inzwischen drei Kindern. Der Vater, ein Musiker, lebt in Biel. Und die heute vierzigjährige Mutter findet, sie könne ihr Studium ja auch mit sechzig noch weiterführen.

Dran blieb sie, seit vierzehn, nur beim Rappen, und dies mit einigem Erfolg. Als Big Zis erntet sie von den Kritikern höchstes Lob: als Künstlerin «auf Augenhöhe mit Sophie Hunger». 2002 gewann sie ein Werkjahr aus dem Pop-Kredit der Stadt Zürich und lieferte dafür drei Jahre später das Album «Dörf Alles» ab. Und 2009 schob sie das Album «Und jetzt ... was hät das mit mir z tue?» nach, vom *Landboten* in ihrer Heimatstadt Winterthur gefeiert als «eines der kreativsten und intensivsten Schweizer Werke der letzten Jahre». Seither ist Big Zis mit der grossen Klappe aber fast verstummt. Frau darf alles, auch unter ihren Möglichkeiten bleiben.

Konkrete Utopie. Von Selbstverwaltung träumten die Schweizer Sozialdemokraten um 1980, Schriftsteller wie Peter Bichsel und Otto F. Walter schrieben für ihre Partei einen utopischen Programmentwurf. Doch die pragmatischen Mechaniker der Macht setzten sich durch, auch 1984, als die SP Schweiz nach der Nichtwahl von Lilian Uchtenhagen



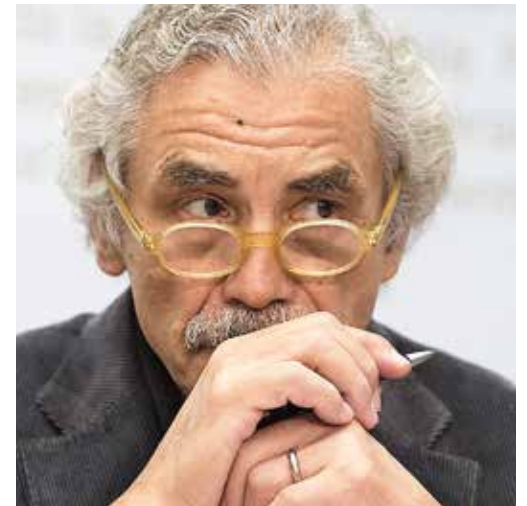
Postpatriachale Neudefinition der Arbeit: Aktion der Initianten in Zürich.



«Eurythmiekommunismus»: Vordenker Häni.



Nur zum Spass: Theologin Praetorius.



Hochbezahlte Dienste: Soziologe Sigg.

in den Bundesrat darüber stritt, ob sie die Regierungsbeteiligung aufgeben wolle. Eine Garde von jungen Akademikern warb für den Verbleib von Bundesrat Otto Stich, und sie sorgte mit ihm dafür, dass die Partei so viele Posten an den Schalthebeln der Schweiz eroberte wie nie zuvor.

Dazu zählte auch der Soziologe Oswald Sigg, promoviert mit einer Dissertation über die Wirkungsweise der Volksinitiative. Er diente schon Bundesrat Willi Ritschard (SP) als

Sprecher, machte bei Otto Stich weiter und ging, nach einem Intermezzo bei der Despeschenagentur und der SRG, 1998 zu SVP-Bundesrat Adolf Ogi ins Militärdepartement – obwohl er die Armeeabschaffungsinitiative von 1989 unterschrieben hatte. Es folgten hochbezahlte Dienste für die Bundesräte Samuel Schmid (SVP) und Moritz Leuenberger (SP), dann bis 2009 für die Landesregierung als Vizekanzler und Sprecher. Seither setzte sich der 72-Jährige, der sein ganzes Leben vom

Geld der anderen lebte, dafür ein, dass das Volk über den Traum von einem bedingungslosen Grundeinkommen abstimmen muss. Allerdings weiss er, dass die «konkrete Utopie» nicht funktionieren kann, wie er sechs Wochen vor der Abstimmung dem *Tages-Anzeiger* gestand: «Solch tiefgreifende Veränderungen kann man nur in einem Länderverbund, also europaweit einführen.» Hauptsache, jeden Monat kommt ganz real eine Rente in fünfstelliger Höhe von den Steuerzahlern herein. ○

«Sozialkosten werden zur Zeitbombe»

Ein hunderttägiges Schweigen hatte sich Ueli Maurer bei Amtsantritt als Finanzminister auferlegt. Höchste Zeit, nachzufragen: Kann das Ausgabenwachstum gebremst werden? Ist die Unternehmenssteuerreform zu retten? Ist die finanzielle Privatsphäre passé? Von Beat Gygi, Florian Schwab und Thomas Buchwalder (Bild)

Während des Wirkens von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) war das Bundesratsbüro im Eidgenössischen Finanzdepartement (EFD) für die *Weltwoche* eine Art Sperrgebiet. Nachdem Ueli Maurer im Amt ist, gibt es mehr Einblick, nun spekuliert man darüber, wohin die Reise gehen soll.

Herr Bundesrat, wenn sich eine Magistratsperson im Parlament mit Worten angegriffen fühlt, kann offenbar der Drang aufkommen, den Ratssaal zu verlassen. Auch bei Ihnen?

Im Parlament ist man vorgeladen bei den Chefs, da braucht es Sitzleder.

Sie verstehen das Parlament als Ihren Chef?

Klar, das Parlament hat mich gewählt.

Wenn Sie als Finanzminister im Parlament stehen, wer ist eher für Sie und wer ist eher gegen Sie?

Ich vertrete immer die Haltung des Bundesrates und suche Mehrheiten. Bei den meisten Geschäften leistet eher das linke Spektrum Widerstand, manchmal aber auch die andere Seite.

Wie weit setzen Sie im Finanzdepartement, im EFD, auf Kontinuität, wie weit suchen Sie Neues?

Wir setzen um, was das Parlament beschlossen hat. Das EFD hat fast null Spielraum, um selber etwas zu gestalten. Zurzeit gibt es viele Forderungen aus dem Parlament, die sich überlappen, und es ist immer der Gesamtbundesrat, der die Beschlüsse dazu fasst. Entscheide von einer gewissen Tragweite kann das Finanzdepartement nicht alleine fällen.

Die BDP lobt, Sie machten es gut in den Fussstapfen der Vorgängerin, von SVP-Seite wird kritisiert, man merke den Wechsel im Departement nicht. Ist das für Sie unangenehm?

Alle Vorlagen, die ich in den Kommissionen und im Parlament vertrete, sind letztes Jahr im Bundesrat entstanden. Die meisten haben schon eine Kammer passiert. Im Parlament ist noch kein Vorhaben hängig, das ich selber entwickelt habe.

Welches ist die erste Wegmarke, die von Ihnen kommt?

Vielleicht das Finanzdienstleistungsgesetz Fidleg und das Finanzinstituts-gesetz Finig. Aber auch hier nur deshalb, weil das Parlament Anpassungen verlangt hat. Mit den laufenden Vorhaben haben

wir momentan genug zu tun. Einen eigenen Schwerpunkt kann ich dann vielleicht beim Budget und in der langfristigen Finanzplanung setzen.

Der langfristige Plan sieht vor, dass die Staatseinnahmen bis 2019 mit 2,2 Prozent pro Jahr wachsen, gleich schnell wie die Wirtschaft. Ist das in Ordnung? Der Staatsapparat sollte doch irgendwann gross genug sein und nicht mehr wachsen.

Das läuft eben etwas anders. Das Parlament gibt uns laufend neue Aufträge. Das erzeugt Druck – mit dem Effekt, dass der Staat schneller wächst als die Wirtschaft. Hinzu kommen Sondereffekte wie die Kosten im Asylwesen, die unabhängig von der Wirtschaftsentwicklung derzeit rasant zunehmen.

Können Sie sich als Finanzminister nicht profilieren und sagen: «Jetzt stoppe ich das Wachstum der Staatsausgaben»?

Selbstverständlich werde ich das probieren, das gehört zu meinen Aufgaben. Aber der Bremsweg ist enorm lang. Rund 60 Prozent der Ausgaben im Bundeshaushalt sind durch Verfassung oder Gesetz direkt oder

«Jede neue Aufgabe, Stelle und Ausgabe muss grundsätzlich erst einmal in Frage gestellt werden.»

indirekt auf Jahre hinaus gebunden. Beim Rest ist der Spielraum sehr klein, und zudem wollen da auch die anderen Departemente ein Wörtchen mitreden. Sie sehen, meine Einflussmöglichkeiten sind begrenzt und sollten nicht überschätzt werden.

Versuchen Sie diese auszuweiten?

Ja. Mein Ziel ist es, den Anteil dieser direkt gebundenen Ausgaben von sechzig auf fünfzig Prozent zu senken. Davon werden Sie aber zunächst nicht viel spüren, im besten Fall schenken diese Anstrengungen ab 2020 ein.

Die Einnahmenbindung ist auch bei der «Milchkuh»-Initiative ein Thema.

Die Initiative würde nochmals 1,5 Milliarden binden und den Spielraum des Bundeshaushaltes weiter einschränken. In der Verfassung festgeschriebene Ausgaben kann man auf sehr lange Zeiten nicht mehr beeinflussen.

Sie kämpfen also mit voller Überzeugung gegen die Initiative?

Dass man mehr Geld für den privaten Verkehr braucht, ist klar. Die Initiative ist des-

halb problematisch, weil sie sich nur zu Lasten anderer Bundesaufgaben umsetzen lässt.

Ihre Partei ist für die «Milchkuh-Initiative». Es war offenbar schwierig, einen SVP-Exponenten zu finden, der in der Abstimmungs-«Arena» gegen Bundesrat Ueli Maurer antritt.

Ich habe der «Arena» ausgerichtet, dass ich nicht gegen einen Befürworter aus der SVP antreten werde. Das ist jetzt das Problem der «Arena», nicht unseres.

Sie sind auch der oberste Chef des Bundespersonals. Ist eine Personalbremse ein sinnvoller Ansatz?

Der Auftrag des Parlaments lautet ja, das Bundespersonal bei 35 000 Vollzeitstellen zu plafonieren. Das bringt einige Probleme, denn gleichzeitig will das Parlament über eine Aufstockung des Grenzwachtkorps die Sicherheit erhöhen. Und die Umsetzung des automatischen Informationsaustauschs erfordert nächstens bis zu 200 zusätzliche Stellen in der Steuerverwaltung. Die Zahl zu stabilisieren, ist also nicht so einfach, wie das von aussen betrachtet vielleicht den Anschein macht. Man darf den Effekt der Personalkosten auf den Bundeshaushalt auch nicht überschätzen. Nur acht Prozent des Budgets sind Personalkosten. Jede zehnte Stelle abzubauen, würde also nur ein Prozent der Ausgaben einsparen.

Wenn Sie mehr Gestaltungsspielraum in der Finanzpolitik hätten, wo würden Sie am ehesten ansetzen?

Dort, wo die Ausgaben am stärksten gewachsen sind, denn dort sind die Einsparmöglichkeiten vermutlich am grössten. Wenn ein Bereich wie etwa die Bildung und Forschung rasch wächst, heisst das nicht automatisch, dass auch die Effizienz im gleichen Ausmass zunimmt.

Braucht die Schweiz das Bundesamt für Wohnungswesen noch?

Wir hatten diesen Posten schon mehrmals in einem Sparprogramm, aber die Mehrheit sprach sich bisher immer wieder dafür aus.

Ist der Finanzminister vor allem ein Bedenken-träger, der auf die Kasse schaut?

Ja, das ist meine Pflicht. Jede neue Aufgabe, Stelle und Ausgabe muss grundsätzlich erst einmal in Frage gestellt werden. Aber man kann nicht immer gewinnen.

Die Kosten des Informatikprojekts bei der Zollverwaltung sollen sich auf eine halbe



«Wir reiten *hinterher*»: Finanzminister Maurer.

Milliarde Franken belaufen. Das ist doch absurd hoch.

Vergleichen Sie es mit einer grossen privaten Firma. Für Zoll und Grenzwachkorps arbeiten 4500 Leute. Wenn Sie in der Privatwirtschaft für 4500 Mitarbeiter die EDV grundsätzlich erneuern, kommen Sie auf ähnlich hohe Aufwendungen wie beim Bund. Das heutige System ist veraltet. Und die Forderung nach einer Digitalisierung der Zollabfertigung kommt aus der Wirtschaft, weil damit Zeit und Kosten gespart werden können.

Zur Unternehmenssteuerreform: Wie viele Konzessionen an die Linke sind nötig, damit die Vorlage durchkommt?

Mit Blick auf Konzessionen an die Linke kommt die Frage wohl zu spät. Das Referendum ist ja angekündigt, und die Linke wird die Abstimmung zur eigenen Profilierung nutzen.

Würden Sie lieber eine klar liberale Vorlage vertreten oder eine, die möglichst viele zufriedenstellt?

Die Wirtschaft erwartet primär, dass rasch entschieden wird. Viele Firmen warten auf die Steuerreform, weil sie über Investitionen, Verlagerungen und Ähnliches entscheiden müssen. Wenn wir das Fuder überladen, ist das Risiko gross, dass das Vorhaben an die Wand gefahren wird. Und wenn die Vorlage scheitert, ist der Schaden enorm.

Nimmt der Föderalismus nicht Schaden, wenn der Bund den Kantonen künftig mit grossen Beiträgen unter die Arme greift?

Die Kantone wollten das so. Die neuen steuerpolitischen Instrumente der Patentbox, der Inputförderung und der zinsbereinigten Gewinnsteuer können die Kantone künftig nach eigenen Bedürfnissen einsetzen. Es ist halt ein typisch schweizerischer Kompromiss.

Aber je mehr der Bund den Kantonen hilft, desto eher verlassen sich die Kantone auf die Hilfe von oben.

Bei den Steuern haben die Kantone weiterhin sehr grosse Gestaltungsmöglichkeiten. Diese sind historisch gewachsen. Klar, die Kantone werden den Steuerfuss absenken, es gibt eine gewisse Angleichung. Aber es bleibt viel Spielraum für kantonale Wirtschaftsförderung und eine eigenständige Steuerpolitik.

Kann man mit der Unternehmenssteuerreform die Attraktivität der Schweiz als Unternehmensstandort erhalten?

Ich hoffe es, aber Ruhe wird es nicht geben. Der internationale Wettbewerb um die guten Steuerzahler ist voll entbrannt. Daher werden wir in den nächsten Jahren weitere Reformen einleiten müssen, damit diese nicht abwandern.

Also weitere Steuersenkungen?

Ja. Wir brauchen unser Steuersubstrat, wir werden dafür kämpfen. Deshalb werden wir in den nächsten Jahren weitere Entlastungen ins Auge fassen müssen. Der Wettbewerb um gute Steuerzahler wird intensiver und zwingt die Schweiz laufend zu Anpassungen.

Wenn die Sozialkosten steigen und Finanzierungslücken in der Altersvorsorge einfach durch eine Mehrwertsteuererhöhung geschlossen werden, sieht das nicht nach Stabilität aus.

Grundsätzlich sollte jeder Wunsch nach Steuererhöhungen kritisch hinterfragt werden. Wir müssen mit dem Geld auskommen, das wir haben. Die Sozialkosten werden tatsächlich zur grossen Zeitbombe. Diese sind schon in den vergangenen Jahren in die Höhe geschossen und steigen weiter an. Bei den Asylkosten sehen wir erst den Anfang. Die Migranten, die jetzt kommen, werden noch viele Kosten verursachen, bis sie für ihren Lebensunterhalt selber aufkommen können.

Ist das den Politikern bewusst?

In der Bevölkerung sind viele verunsichert. In der Politik aber herrscht noch immer eine gewisse Willkommenskultur. Es gibt noch keine Mehrheit, die energisch genug dagegen antritt. Das kann sich aber in den nächsten Wochen ändern. Wenn Österreich für Flüchtlinge den Brenner sperrt, der Balkan geschlossen bleibt und der Druck auf die Schweiz zunimmt, gibt es vielleicht einen Stimmungsumschwung.

Da muss ein Finanzminister doch laut Alarm schlagen und sagen, dass die Sozialkosten explodieren.

Ja, aber das werde ich nicht in diesem Interview tun.

Sie haben von Ihrer Vorgängerin die Finanzgesetze Fidleg und Finig geerbt. Sind diese eigentlich gut für die Schweiz?

Ich habe die Vorlagen nicht von meiner Vorgängerin geerbt, sondern der Bundesrat hat diese beschlossen. Die Finanzbranche ist derart breit gefächert, dass nie alle Gesetze für alle stimmen können.

Muss man denn ein Gesetz machen?

Wir müssen etwas unternehmen, damit hiesige Finanzdienstleister, die auch im Ausland tätig sind, vorweisen können, dass sie bestimmte Standards einhalten und einer Aufsicht unterstellt sind. Das ist das Thema der Äquivalenz. Klar, es stellt sich die Frage, wie weit man gehen will. Von überall her kommen Forderungen. Die einen rufen nach einheitlichen Spielregeln für alle, andere nach dem Bewahren von speziellen Nischen, wieder andere nach Konsumentenschutz. Die Grossen fordern Regulierungen, um die Kleinen einzuschränken, die Kleinen fordern spezielle Regeln, um mehr Freiheiten zu haben.

Wer zeigen will, dass er internationalen Standards folgt, kann doch einfach die EU-Regelungen für sich anwenden.



«Durchaus auf meiner politischen Linie»: Gasser.

Man müsste versuchen, da eine Trennlinie zu ziehen. Aber man muss diese Standards so oder so in Schweizer Gesetze umformulieren und festlegen, wie die nationalen Vorgaben genau aussehen und wer diese überwacht. Die Schweiz übernimmt ja ohnehin nicht alle EU-Standards, sondern primär die der OECD, die teilweise weniger weit gehen. Die kleinen Vermögensverwalter klagen, die neuen Gesetze bedeuteten für viele Ein- und Zweipersonenfirmen das Ende. Wollen Sie der Finanzminister sein, der die Kleinen aus dem Markt drängt?

Natürlich nicht. Wir müssen differenziertere Lösungen finden. Aber ehrlicherweise muss man auch sagen, dass diese Branche ohnehin vor einem gewissen Strukturwandel steht. Der Finanzsektor hat in den vergangenen Jahren kaum Änderungen in seinen Strukturen erfahren.

Und die Gesetze bringen nun einen Wandel?

Es ist natürlich nicht am Bund, den Wandel zu beschleunigen. Man muss einfach für faire Bedingungen sorgen. Wir sind im Gespräch mit den Parlamentskommissionen über die Richtung der Regulierung. Die Branche selber tritt dabei mit Forderungen auf, die sich zum Teil diametral entgegenstellen, denn kleine und grosse Banken haben unterschiedliche Interessen. Aber ich denke, wir werden eine Lösung finden, mit der die Branche leben kann.

Sie haben den bisherigen Generalsekretär des Finanzdepartements, Jörg Gasser, als Nachfolger von Jacques de Watteville an der Spitze des Staatssekretariats für internationale Finanzfragen gewählt. Für viele Beobachter ist das nicht gerade das Signal für einen Kurswechsel im Departement.

Wer sich so äussert, kennt Herrn Gasser nicht. Das war vor allem für die Medien ein Thema, in meiner Partei habe ich keinen Widerspruch gehört. Diese Wahl liegt durchaus auf meiner politischen Linie.

Wird nun eine prononciert bürgerliche Person den Posten des Generalsekretärs bei Ihnen übernehmen?

Im Gegensatz zum Bild, das sich die Öffentlichkeit macht, ist der Posten des Generalsekretärs nicht ein besonders politischer Job. In meinem Departement bin ich es, der die Politik macht, nicht der Generalsekretär. Dieser muss die Abläufe kennen und die Verwaltung effizient führen.

Wie soll die Schweiz mit der OECD umgehen? Die Organisation ist zu einem Machtapparat geworden, der mit der früheren Freiwilligkeit nicht mehr viel zu tun hat.

Die OECD wird immer mehr zum administrativen Ausführungsorgan der G-20. Die G-20 gibt den Takt vor, die OECD setzt ihn um. Die Schweiz leidet aber nicht speziell unter der OECD. Die Bankenkrise hat das ganze Umfeld auf den Kopf gestellt und zu Regulierungen geführt wie dem automatischen Informationsaustausch, dem AIA. Wer sich dagegen wehrt, kämpft gegen Windmühlen. Das muss man leider akzeptieren.

Ist bei der OECD das Prinzip, dass Beschlüsse nur gelten, wenn alle zustimmen, nicht mehr in Kraft?

Doch. Aber wenn die Schweiz als Land, das in den letzten Jahren praktisch am meisten unter Beschuss stand, in der OECD nun die Einstimmigkeit stören würde, hätten wir sofort wieder einen Strick um den Hals. Man muss immer schauen, wo man eingreift und was man macht. Mit der ganzen Bankenkrise und der Regulierung, die sich daraus ergab, sind viele Dinge heute einfach unumgänglich geworden.

Die Schweiz kann nichts mehr erreichen?

Wer heute Finanzgeschäfte machen will, sucht nicht mehr nach dem besten Bankkundengeheimnis, weil es das nicht mehr gibt. Er schaut vielmehr, wo es politische Stabilität, eine starke Währung und Know-how gibt. Statt dem Bankkundengeheimnis nachzutruern, sollten wir auf diesen Stärken aufbauen. Wir müssen Vertrauen und Glaubwürdigkeit aufbauen, und da sind wir den meisten anderen Finanzplätzen voraus.

Die Privatsphäre ist aber für Vertrauen unerlässlich.

Es ist ganz wichtig, dass die Privatsphäre in der Schweiz gewährt bleibt. Nicht nur im Bankensektor, sondern auch allgemein ist das eine wichtige Säule unserer Gesellschaft. Privatsphäre gibt auch ein Stück Freiheit. Dem steht die Forderung nach

Transparenz gegenüber, die heute allgegenwärtig ist. Es ist dringend, wieder eine Kultur zu entwickeln, in der die Privatsphäre besser respektiert wird. Das gilt für das Steuergeheimnis, das Amtsgeheimnis, das Arztgeheimnis und anderes. In den internationalen Beziehungen und Gesprächen werden wir dafür kämpfen müssen, denn die Forderungen, nahezu alles offenzulegen, sind da.

Die Matter-Initiative zum Schutz der Privatsphäre würden Sie aber, wie es der Bundesrat auch entschieden hat, nicht unterstützen?

Ja, die Matter-Initiative als solche ist praktisch gestorben, mit dem vorliegenden Text wäre sie kontraproduktiv, weil gewisse

«Wer sich gegen den automatischen Informationsaustausch wehrt, kämpft gegen Windmühlen.»

Punkte nicht berücksichtigt sind. Die Kommission arbeitet deshalb nun einen Gegenvorschlag aus. Vielleicht lässt sich auf diesem Weg eine Lösung finden.

Die Schweiz ist daran, mit etlichen Ländern Abkommen nach den neuen Regeln des automatischen Informationsaustauschs (AIA) abzuschliessen. Muss man da im Galopp allen vorausreiten?

Wir reiten hinterher. Denn in unserem politischen System brauchen wir gut zwei Jahre von der Aushandlung eines AIA-Abkommens bis zu dessen Inkraftsetzung. Andere Länder brauchen dazu lediglich einige Wochen, weil dort nicht das Parlament, sondern die Regierung entscheidet. Die anderen grossen Finanzplätze liegen im Fahrplan etwa deshalb ein Jahr vor uns.

Eile kann verfehlt sein.

Klar, wir müssen darauf achten, mit wem wir den Informationsaustausch vereinbaren wollen, und sicherstellen, dass der betreffende Staat umsetzt, was wir erwarten. Aber insgesamt ist die Sache mit dem AIA gelaufen. Unsere Banken sind jetzt daran interessiert, dass sie auf den internationalen Märkten ohne Störungen tätig sein können.

Ist es wirklich unproblematisch, Italien mit seiner organisierten Kriminalität und den Verschuldungs- und Haushaltsproblemen Daten zu liefern?

Abgesehen von all dem ist Italien ein Land mit einem Bankensystem, das uns umgekehrt auch Daten liefern wird. Wir hatten ja nur die Möglichkeit, mit der EU als Ganzem und nicht mit einzelnen EU-Ländern Verträge abzuschliessen, und es gibt Länder, die mir mehr Sorgen machen als Italien, etwa Rumänien oder Bulgarien. Italien ist zudem der dritt wichtigste Handelspartner der Schweiz. Und die italienischen Banken sind zwar hochverschuldet, aber sie funktionieren gut.

Die Informationen gehen an die Steuerverwaltung.

Klar, wir müssen die Umsetzung sorgfältig begleiten. Aber der AIA ist nun mal die Wirklichkeit, ob uns das gefällt oder nicht. Die Schweiz als kleines Land gehört zu den wichtigsten Volkswirtschaften der Welt und kann deshalb nicht eine Einzelgängerrolle spielen. Vielmehr müssen wir intensiv nach Koalitionspartnern suchen.

Wer sind diese?

Es sind Standorte, die auf den ersten Blick in Konkurrenz zu uns stehen, aber ähnliche Interessen verfolgen wie wir. Das kann Luxemburg sein, Singapur, in gewissen Sinn auch London. Es sind Länder, die eine ähnliche Philosophie haben. Die Auswahl ist nicht gross, aber wenn wir mögliche Koalitionen nicht nutzen, ist es schwierig, sich gegen die weltweite Regulierungswut zu wehren.

Viele Beobachter sind der Meinung, dass dies Ihre letzte Legislaturperiode ist als Bundesrat. Was wollen Sie in dieser Zeit im Finanzdepartement erreichen?

Erstens die Stabilisierung der Finanzen, um künftige Aufgaben bewältigen können, sowie die Entflechtung der gebundenen Einnahmen, um mehr Flexibilität zu erreichen. Zweitens im internationalen Netz eigenständigere Positionen suchen und schauen, wo wir frei sind und handeln können – und dies entsprechend umsetzen. Drittens Sicherheit dort herstellen, wo wir dafür verantwortlich sind, nämlich an der Grenze.

Und wenn das nicht so rasch geht oder die Gefahr besteht, dass das Departement an die Sozialdemokraten geht, gehen Sie nochmals ran?

So ein-, zweimal, denke ich, schon noch, ja. (Schmunzelt) ○

INFRASTRUKTUR SCHWEIZ



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), wie wir für unsere Kunden diese Kategorie mit stabilen Renditen und Eigentum am Realwert erschliessen.»

Dr. Stefan Hasenböhler

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Olympische Sparflamme

Die Dachorganisation der Schweizer Sportverbände, Swiss Olympic, will einen neuen Präsidenten, der die olympischen Spiele 2026 ins Land holt. Jetzt hat Wunschkandidat Franz Julen abgesagt. Der erfolgreiche Sportmanager hat keine Lust auf lange Entscheidungswege und Amtsschimmel. *Von Thomas Renggli*

Früher war nicht alles besser, aber im Sport zumindest vieles überschaubarer. Die Schweizer Öffentlichkeit hörte Radio und turnte zu «Fit mit Jack», die nationalen Verbände waren im «Landesverband für Leibesübungen» organisiert – und in der Schweiz fanden Olympische Spiele statt: 1928 und 1948 in St. Moritz.

Bei der Premiere setzte sich der Engadiner Kurort im Internationalen Olympischen Komitee (IOK) gegen die Mitbewerber Davos und Engelberg durch. An den Ausgaben von 706 000 Franken beteiligte sich der Bund mit 100 000 Franken. Er verweigerte aber die Produktion einer Sonderbriefmarke. Auch deshalb schloss die Veranstaltung mit einem Defizit von 104 800 Franken. Zwanzig Jahre später erwärmten sich die PTT für den olympischen Gedanken – und liess vier Olympia-Marken drucken. Das Defizit (174 Franken) konnte damals mit einem Spendenaufruf an der «Albana»-Bar in Silvaplana gedeckt werden.

Tempi passati. 2014 kosteten die Winterspiele in Sotschi 50,8 Milliarden Dollar. Um auf den Olymp zu kommen, liess Wladimir Putin den Kaukasus umbauen und stampfte eine ganze Sportferien-Region aus dem Boden. 2018 finden die Winterspiele in Südkorea statt, 2022 in Peking. Die chinesische Zwanzig-Millionen-Metropole hat mit Wintersport ungefähr so viel gemeinsam wie der Flugplatz Samedan mit dem Nasa-Raumfahrtzentrum in Houston.

Vorteil Gigantismus

Der Gigantismus kann der olympischen Bewegung in der Schweiz aber in die Karten spielen. Das IOK predigt seit neuestem Demut und Bescheidenheit. Wenn 2019 die Winterspiele von 2026 vergeben werden, könnte eine helvetische Kandidatur gute Chancen haben. Bis es so weit ist, müssen aber die Hausaufgaben gemacht werden. Neben der Evaluation der Kandidaten steht die Wahl des höchsten Schweizer Sportlers – des Präsidenten von Swiss Olympic – im Vordergrund. Der bisherige Obmann, Jörg Schild, verabschiedet sich in Pension, weil er im Jahr seines 70. Geburtstags der Altersguillotine zum Opfer fällt. «Ich bin noch nicht amts müde, aber die Statuten sind klar», sagt Schild zu seiner bevorstehenden Demission. Wäre er Präsident der Fifa, würde seine Karriere erst richtig beginnen.

Im Auswahlprozess um seine Nachfolge setzt Swiss Olympic auf eine Findungskommission. Deren Zusammensetzung macht deutlich, dass man die Sensoren in alle Rich-

tungen ausfährt. Neben Schild sowie dem Vorsitzenden, Swiss-Tennis-Präsident René Stammbach, sitzen die Ständerätin Pascale Bruderer Wyss, Headhunterin Evelyne Thalman und Urs Winkler, der Rektor des Sportgymnasiums Davos, im Gremium.

Das Anforderungsprofil an den neuen Mann ist vielschichtig: Der künftige Präsident von Swiss Olympic muss die Nähe zum Sport mitbringen, Management- und Führungsqualitäten aufweisen, international gut vernetzt sein und innenpolitisches Gewicht besitzen. «Wir suchen quasi



«Der richtige Zeitpunkt, um loszulassen»: Wunschkandidat Franz Julen, 57.

die eierlegende Wollmilchsau», sagt Stammbach. Dass valable Kandidaten Swiss Olympic nicht gerade die Türe einrennen, hat diverse Gründe: Das Mandat ist als Nebenamt ausgeschrieben und wird mit einem Betrag im mittleren fünfstelligen Bereich honoriert. Stammbach spricht von einem «bezahlten Ehrenamt» – und fügt an: «Wegen Geld macht das niemand.» In der Praxis wächst der Aufwand leicht auf ein Fünfzig-Prozent-Pensum an und lässt sich neben einem regulären Job kaum bewältigen. Dazu kommt das etwas verstaubte Image des Postens. Obwohl der abtretende Präsident Schild sagt: «Wir dürfen den Sport nicht verwalten», lauern die bürokratischen Sachzwänge

und diplomatischen Fallen praktisch auf jedem Meter. Denn wer es allen 86 Schweizer Sportverbänden recht machen will – von den Wanderrern bis zu den Fussballern, von den Naturfreunden bis zu den Autorennfahrern – muss eine Persönlichkeit von ausserordentlichem innenpolitischem Fingerspitzengefühl sein. Und daneben soll er noch den olympischen Enthusiasmus im Volk wecken und den Schweizer Sport international vertreten.

Wenn man sich in der hiesigen Sportszene und unter den Verbandsoberen umhört, fällt beim Thema Wunschkandidat für das Präsidium von Swiss Olympic immer wieder ein Name: Franz Julen. Der 57-jährige Zermatter, Bruder von Riesenslalom-Olympiasieger Max Julen (1984), arbeitet seit über sechzzehn Jahren erfolgreich als CEO von Intersport International. Er machte aus dem ehemaligen Einkaufsverband für sechzehn Länder eine moderne Sportartikelkette mit 5900 Geschäften auf allen Kontinenten (in 66 Ländern) und steigerte den Umsatz von 5 Milliarden auf über 11 Milliarden Euro. Ende Jahres tritt er zurück: «Es ist der richtige Zeitpunkt, um loszulassen und den Weg frei zu machen», sagte Julen, «ich wollte über meinen Abgang selber entscheiden und in geordneten Bahnen gehen.»

Mit einem wunderschönen Alpenpanorama gewinnt man im IOK keine Abstimmung mehr.

Damit wäre einer der erfolgreichsten Manager im Schweizer Sportbusiness frei für neue Aufgaben – und aufgrund seines Beziehungsnetzes und der Erfahrungen in der Wirtschaft prädestiniert für das Präsidium von Swiss Olympic. Doch Julen winkt ab: «Ich habe den Verantwortlichen mitgeteilt, dass ich als Kandidat nicht zur Verfügung stehe.» Zu den Gründen hüllt er sich in Schweigen. Doch es liegt auf der Hand, dass ihn die langen Entscheidungswege und der Amtsschimmel abschrecken. Von frühmorgens bis spätabends Kompromisse einzugehen, gehört nicht zu den Präferenzen des initiativen und innovativen Wallisers.

So beschränkt sich die vorläufige Shortlist auf zwei Namen: Jürg Stahl, SVP-Nationalrat und der schnellste Parlamentarier auf Skiern, sowie Werner Augsburg, der Direktor des Schweizerischen Volleyballverbands. Beide könnten beim Wahlgremium – dem schweizerischen Sportparlament – aber auf Skepsis stossen. Trotz grosser Sportbegeisterung und seinem Posten als Präsident der parlamentarischen Gruppe Sport wird Stahl zu sehr als reiner Politiker wahrgenommen. Ausserdem stellt sich die Frage, wie gut er die Schweizer Interessen im Internationalen Olympischen Komitee vertreten könnte. Unabhängig von Stahls Nennung sagt Jörg Schild: «Politische Qualitäten und sportliche Hingabe alleine genügen für das

Amt nicht. Auf internationalem Parkett braucht es vier bis fünf Jahre, um die erforderlichen Beziehungen zu knüpfen.» Diese Erfahrung musste schon Adolf Ogi als Kopf der Olympiakandidatur Sion 2006 machen. Der Berner Oberländer hatte zwar das ganze Wallis und die halbe Restschweiz hinter sich, dass in Turin die Familie Agnelli aber mit ganz anderen Trümpfen spielte, blendete er aus.

Augsburger entspräche aufgrund von Vita und Erfahrung dem Posten wohl gut. Doch er war als Missions- und Sportchef schon einmal für Swiss Olympic tätig: 2009 endete sein Engagement mit Nebengeräuschen und einer sofortigen Freistellung. Swiss Olympic teilte damals zu Augsburgers Abgang mit: «Ausschlaggebend für die Trennung ist die unterschiedliche Auslegung der uns von der Exekutive vorgegebenen Strategie.» Hinter vorgehaltener Hand wurden aber Budgetüberschreitungen und eine zu starke Fokussierung auf den Spitzensport als Gründe für die jähe Verabschiedung genannt.

Ob Augsburg vor diesem Hintergrund die Idealbesetzung für einen Neuanfang ist, muss in Frage gestellt werden. Schliesslich heisst es nicht nur im Boxen: «They never come back.» Für einen anderen Namen, der sich hartnäckig im Kandidatenkreis hält, muss das nicht gelten – der frühere Spitzenrunderer und heutige Anwalt Stephan Netzle. Der ehemalige Vizepräsident von Swiss Olympic schliesst eine Kandidatur aus Zeitgründen kategorisch aus, doch aufgrund seiner breiten Verankerung in Sport-, Wirtschafts- und Politikreisen wäre er ähnlich prädestiniert dazu wie Julen.

Zweitbeste Lösung

So oder so wird die Zeit allmählich knapp – bei erhöhtem Druck: «Im Hinblick auf eine allfällige Olympiakandidatur ist der Posten des Präsidenten matchentscheidend», sagt René Stammbach. Noch vor den Sommerferien will die Findungskommission die Hearings mit den Kandidaten durchführen. Am 25. November wird der Nachfolger von Jörg Schild gewählt. «Wir gehen davon aus, dass wir jemanden finden», sagt Stammbach. Gleichzeitig muss er aber wohl oder übel zur Kenntnis nehmen, dass die Suche nach der «eierlegenden Wollmilchsau» kein Selbstläufer ist. Wenn der Wunschkandidat schon im Evaluationsprozess einen Rückzieher macht, hat der künftige Präsident wohl oder übel damit zu leben, dass er nur die zweitbeste Lösung ist.

Ob dies fürs Rennen um die Winterspiele 2026 ein gutes Omen bedeutet, kann bezweifelt werden. Frischer Wind und neuer Elan sind ohnehin gefragt. Denn mit einem wunderschönen Alpenpanorama und einem Haufen Schnee gewinnt man im IOK keine Abstimmung mehr. Und das Defizit lässt sich weder mit einer Briefmarke noch mit einer Münzsammlung decken. Das hat sich seit 1948 definitiv geändert. ○



Ein Gefühl der Überlegenheit

Die weltweit grösste Kolonie von Franzosen lebt in der Schweiz. In der Romandie sind die «frouzes» zum Feindbild geworden. Die Westschweizer Korrespondentin von *Le Monde* beschreibt die Klischees und diagnostiziert «Rassismus». Von Jürg Altwegg

Die Pointe spart sich die Autorin für den Schluss auf: Es ist erst sechs Uhr morgens, an diesem 22. August 2011, als Alexandre in seinem Heimatort Annemasse in sein Auto steigt, um zur Arbeit hinüber in die Schweiz, nach Genf, zu fahren. «Was er nicht weiss, als er den Motor anlässt», schreibt Marie Maurisse trocken, «ist, dass er seine Frau und seine Kinder nie mehr sehen wird.»

Die 33-Jährige ist Schweiz-Korrespondentin der Pariser Tageszeitung *Le Monde*, und die Geschichte von Alexandre – einem leitenden Angestellten der Genfer Verkehrsbetriebe TPG – ist ein wesentlicher Bestandteil ihres Buches «Bienvenue au paradis! – Enquête sur la vie des Français en Suisse». Dass der Titel ironisch gemeint ist, belegt das Schicksal des französischen TPG-Mannes: Er wurde in seinem Büro von einem Schweizer Untergebenen erschossen. Sein Motiv, so Maurisse, antifranzösische Ressentiments, ja Rassismus.

Der Mörder, Marco B., ist Schweizer in zweiter Generation, ein Secondo mit italienischen Wurzeln. Doch diese Secondos, mutmasst die Autorin, seien sowieso die schlimmsten Rassisten. B. hatte sich als Opfer seines französischen Vorgesetzten gefühlt. Er war allerdings wegen einer psychischen Erkrankung in Behandlung. Dennoch habe er einen Waffenschein und eine halbautomatische Pistole besessen, schreibt die Journalistin.

Der mit einer Mexikanerin verheiratete Täter taugt wegen seiner Herkunft nur schlecht zum Prototyp eines Schweizer Mörders an einem «Scheiss-Grenzgänger» (Marco B.). Maurisse stützt ihren Vorwurf denn auch vielmehr auf das unsägliche Dankes- und Glückwunschsreiben eines Kollegen, der für die Verherrlichung des Verbrechens – mit eindeutig rassistischen Begründungen – nie belangt wurde. An anderer Stelle unterstreicht sie, dass das schweizerische Anti-Rassismus-Strafgesetz bei manchen Beschimpfungen der *frontaliers* sehr wohl zur Anwendung kommen müsste.

«Gemeinde mit null Grenzgängern»

Provokant fordert die streitbare Korrespondentin ihre Leser auf, das Wort «Grenzgänger» durch «Juden» zu ersetzen – und verweist zum Beweis auf ein Werk des in der Romandie verehrten Westschweizer Dichters Jacques Chessex. Seine Erzählung «Ein Jude als Exempel» handelt von der Schönheit der Dörfer und von der Feigheit der Bewohner und vom Mord



Trübung der traditionell guten Beziehungen: Jet d'eau in Genf.

an einem jüdischen Viehhändler durch ideologisch verblendete Schweizer Nazi-Anhänger in Payerne.

Maurisse hält fest, dass keine einzige Schweizer Zeitung den Mord in den Genfer Verkehrsbetrieben als rassistisches Verbrechen darstellte, sondern ihn alle als einen Arbeitskonflikt abtaten. Auch der Staatsanwalt beharrte darauf, dass es sich nicht um ein «politisches Verbrechen» handle. Zu dreizehn Jahren Haft wurde der Mörder verurteilt – «In Frankreich hätte er das Doppelte bekommen», klagt die Autorin.

Dass Marco B. «mit seinem Hass auf die anderen» psychisch gestört war, dürfte Maurisse nicht entgangen sein. Dennoch sieht sie in ihm ein Beispiel für eine in der Westschweiz verbreitete «Anti-Grenzgänger-Phobie». Gleichzeitig stilisiert sie Alexandre zum Märtyrer, zum Opfer des Genfer Hasses auf die Franzosen.

Diesen Hass beleuchtet die Journalistin in einem eigenen Kapitel. Darin geht es um die fremdenfeindliche Politik des Mouvement citoyens genevois (MCG), einer erfolgreichen politischen Bewegung, die Schweizern den Vorrang vor französischen Arbeitnehmern

Die Leser werden aufgefordert, das Wort «Grenzgänger» durch «Juden» zu ersetzen.

einräumen will und die den von ihr kontrollierten Genfer Vorort Onex zur «Gemeinde mit null Grenzgängern» ausgerufen hat. Marco B. hatte ein MCG-Plakat aufgehängt, er war Sympathisant.

Maurisse wirft auch den Genfer Verkehrsbetrieben eine Art von Apartheid vor. So wurden beispielsweise die französischen Beschäftigten «mit ihrer Gewerkschaftsmentalität» dafür verantwortlich gemacht, dass Busse und Trams streikten. Man wirft ihnen vor, Seilschaften zu bilden und dass französische Chefs immer nur Landsleute einstellten. «Alexandre wollte Schweizer fressen», behauptete ein Zeuge im Mordprozess.

Grenzgänger arbeiten im Kantonsspital, in Hotels und Restaurants. Sie und viele andere Betriebe müssten ohne die Arbeitskräfte aus dem Nachbarland schliessen. Als «Gummihälse» hat Bruno Ziauddin die Deutschen in der Schweiz bezeichnet. Auch die Franzosen in Genf stehen für eine andere, hierarchische Unternehmenskultur. Es ist kein Wunder, dass französische Krankenschwestern daher nicht nur wegen der besseren Löhne lieber in Genfer Kliniken arbeiten. Das Betriebsklima sei besser, sie würden respektiert und hätten mehr Zeit für die Patienten.

Genf zieht qualifizierte Arbeitskräfte an und exportiert seine Wohnungsnot. Jahrzehntlang hat sich die französische Grenzregion

nicht um die hier lebenden Schweizer gekümmert. Es gibt keine Einwohnerkontrolle, und kürzlich hat das Parlament in Paris jegliche Meldepflicht abgelehnt. Einführen wollten sie die Abgeordneten der Haute-Savoie, deren Gemeinden seit der Finanzkrise und den rückläufigen Zuwendungen aus Paris die *faux résidents* zur Kasse bitten wollen. Viele sind pro forma in Genf gemeldet, wohnen aber de facto in Frankreich, wo sie keine Steuern bezahlen.

200 000 Grenzgänger

Für alle anderen, ordentlich gemeldeten Grenzgänger – die schweizerischen und die französischen – zahlt der Genfer Fiskus rund tausend Franken direkt an die jeweilige Wohngemeinde. Dieses Verfahren wird allerdings vom MCG in Frage gestellt, während Paris immer wieder versucht ist, dieses Geld in die leeren Kassen des Zentralstaats abzuleiten. Nun wurde auch noch die vergleichsweise billige und gute private Krankenversicherung für französische Grenzgänger abgeschafft. Seit kurzem müssen sie in die teurere und schlechtere staatliche «Sécurité sociale» einzahlen.

Die traditionell guten Beziehungen diesseits und jenseits der Grenze im Grossraum Grand Genève sind immer enger geworden. Aber mittlerweile sind sie so eng, dass sie zu einer gegenseitigen Abhängigkeit führen, die zu einem veritablen Konflikt führt: Konkurrenz auf dem Arbeitsplatz und Lohndumping hier, Erhöhung der Mieten und Immobilienpreise dort. In diesem Zwist verschwinden oft die positiven Nachrichten, wie etwa die Ankündigung, dass in zwei, drei Jahren eine regionale, grenzüberschreitende S-Bahn ihren Betrieb aufnehmen soll.

Stattdessen überwiegen bissige Bemerkungen wie jene des Gemeindepräsidenten von Saint-Julien-en-Genevois. Als Frankreichs Innenminister nach den islamistischen Anschlägen in Paris im November die Grenzübergänge besichtigte und ihre systematische Überwachung durch Kameras versprach, freute sich der Lokalpolitiker. Diese Kameras, meinte er, könne man auch bei der Jagd auf die *faux résidents* nutzen. Er hatte schon früher vom Schweizer Zoll die gleichen Massnahmen gefordert.

Seit dem Abschluss des Schengen-Abkommens strömen jedes Jahr doppelt so viele Franzosen wie zuvor in die Schweiz. 200 000 Grenzgänger fahren jeden Abend zurück, 200 000 Franzosen haben ihren festen Wohnsitz hier – in keinem anderen Land der Welt sind sie zahlreicher. «Frouzes» werden sie von den Romands spöttisch genannt, vermutlich eine Verballhornung von Français. Viele, die Marie Maurisse porträtiert, fühlen sich als Flüchtlinge und Emigranten, die ihrer Heimat bewusst den Rücken kehren. Doch obwohl sie Frankreich kritisieren, fühlen sie sich seiner Elite, Kultur und Europa verbun-

den. Besser als die direkte Demokratie kennen sie unser Steuersystem. Sie loben den sozialen Frieden, die Schulen und die innere Sicherheit der Schweiz. Anders als die Deutschen haben sie mit ihrer eigenen Geschichte keine Probleme.

Im Vergleich mit Deutschland war das zentralistische Frankreich stets verschlossener und wenig zugänglich für Ausländer: Ein Westschweizer Chefredaktor in einer Pariser Zeitung ist völlig undenkbar. Lange litt die Romandie gegenüber Paris an einem Minderwertigkeitskomplex, befindet Marie Maurisse. Doch nun hätten der Erfolg der Schweiz und der Niedergang Frankreichs ein neues Selbstbewusstsein ausgelöst: Ein Gefühl der Überlegenheit, ja des Grössenwahns. Man muss diese Einschätzung nicht teilen, denn der kulturelle Einfluss Frankreichs ist keineswegs geringer geworden. Nicht zu verleugnen ist indes eine um sich greifende, wenig souveräne Schadenfreude gegenüber den Franzosen. So wie es alt SP-Präsident Helmut Hubacher beschrieb, der die Entwicklung – nicht nur der Linken – in den Nachbarländern in der *Basler Zeitung* jüngst auf den Begriff der «Tristesse» brachte.

Verfemt von neidischen Landsleuten

Nach dem Mord ist vor der Geburt. Mit Schmerzen müsse sie in der Schweiz verbunden sein, behauptet Maurisse, leiden sollten die Frauen bei den puritanischen Protestanten, Kaiserschnitte seien verpönt, stellt sie in ihrem Vergleich der kleinen und grösseren Unterschiede fest. Seit sieben Jahren lebt sie in der Schweiz und hat inzwischen ein Kind zur Welt gebracht. Das «bei uns» geht ihr schon ziemlich leicht über die Lippen. Wahrscheinlich wird sie sich nicht nur integrieren, sondern auch einbürgern lassen wie Generationen von Franzosen seit den Hugenotten und Calvin, die den nationalen Charakter unseres Landes geprägt haben.

Denn schlimmer noch als hierzulande, auch das hat sie geschrieben, sei der Hass auf die in der Schweiz lebenden Franzosen daheim in Frankreich. Als Kronzeugin zitiert Marie Maurisse die Politikerin Claudine Schmid, die aus der Haute-Savoie stammt und die «Schweizfranzosen» im französischen Parlament vertritt. Schmid lebt in Zürich, wo es so wenig Rassismus gegen die «frouzes» gibt wie in Genf gegen die Deutschen. Verfolgt fühlen sie sich von «Bercy», vom Finanzministerium, verfemt von den neidischen Landsleuten – die Facebook-Seite der Abgeordneten läuft unter dem Stichwort «maudits»: verfluchte, verdamme.

Jürg Altwegg, Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* für Frankreich und die Schweiz, wohnt in Genf. Zusammen mit Roger de Weck hat er den Bestseller «Kuhschweizer und Sauschwaben» herausgegeben.



«Nicht die perfekte Lösung»: Grenzzaun bei Ásotthalom, Südungarn.



Illegaler Grenzübertritt gilt wieder als Straftat:

Widerstand an der Hintertür Europas

Hunderte Sicherheitskräfte bewachen die ungarisch-serbische Grenze. Die Schlepper haben längst auf die neue Situation reagiert: Ob Zigaretten- oder Menschenmuggel – alles nur eine Frage der Logistik. Der Bürgermeister von Ásotthalom wehrt sich gegen die illegale Migration. *Eine Reportage von Peter Keller*

Bis die Flüchtlinge kamen, war Ásotthalom eine vergessene Ecke. Die südungarische Grenzgemeinde zu Serbien ist Wikipedia zwei Sätze und ein paar Zahlen wert: Knapp 4200 Einwohner leben auf 122 Quadratkilometern. Viel Landwirtschaft, blühende Obstbäume, Hasen hoppeln über die Strasse, alles topfeben, der Hauptort Szeged, berühmt für sein Gulasch, liegt wenige Autominuten entfernt. Das Klischee-Ungarn ist keine reine Erfindung.

Der Bürgermeister trifft etwas verspätet ein. Man merkt ihm beim Gespräch die Routine an. Im vergangenen Sommer, als täglich tausend, zweitausend Migranten über die Grenze strömten, empfing László Toroczka Journalisten im Stundentakt. Er war es, der einen Zaun, lieber noch eine Mauer forderte, um die Flüchtlingsmassen abzuhalten. Ein paar Monate später folgte ihm die ungarische Regierung, es hagelte internationale Proteste, Merkel schmolte, bis auch andere Länder begannen, Ungarn zu kopieren, am eifrigsten Österreich, das nun den Brennerpass und damit die wichtigste Verbindung nach Italien abschirmt in der Erwartung, dass die Schlepper mit Beginn des Sommers auf das Mittelmeer ausweichen und Italien die Balkanroute ablöst.

Für Toroczka ist die illegale Immigration zum «grössten internationalen Verbrechen» geworden. Die Schlepper passen sich dem

Markt an – schneller als die Politik reagieren kann. Ob nun Zigaretten oder Menschen verschoben werden, ist für die Mafia nur eine Frage der logistischen Anpassung. Stoppt der Grenzzaun die organisierte Migration, wie es in der westlichen Wahrnehmung den Anschein macht? Der Bürgermeister verneint. «Der Zaun ist nicht die perfekte Lösung, aber viel besser als das, was wir vorher hatten.» Er erinnert an die

«Ich weiss nicht, wie gut Frau Merkel schläft.»

Bilder, die um die Welt gingen, als ganze Flüchtlingsstrecks ankamen, die Menschen in provisorischen Zeltstädten hausten, um dann möglichst schnell weiterzureisen ins gelobte Land von «Mama Merkel». Heute blüht auf den Feldern wieder Raps. Das Bahntrasse, auf dem Tausende Migranten von Serbien nach Ungarn zogen, liegt verlassen da. Der Zugverkehr wurde eingestellt.

Von der EU im Stich gelassen

Illegaler Grenzübertritt gilt wieder als Straftat in Ungarn. Statt Asyl gibt es für die Migranten eine Verurteilung. Aber im Gefängnis landen sie nicht, es hat zu wenig Plätze. Sie erhalten

eine Kombination aus Landesverweis und Einreiseverbot. «Das heisst, sie dürfen hier nicht bleiben, aber sie können weiterreisen nach Westeuropa, zum Beispiel in Ihr Land.» Ein Lächeln huscht über Toroczka's Gesicht.

Er erzählt weiter, mit welchen Methoden die Schlepper die Sicherheitskräfte auszutricksen versuchen, und nur manchmal fällt ihm der passende englische Ausdruck nicht ein, dann hilft Verena, die in der Administration seiner Gemeinde arbeitet, weiter. Er entschuldigt seine Lücken, er sei müde, habe kaum geschlafen. Toroczka wohnt nur hundert Meter von der Grenze entfernt auf seiner Farm, und auch diese Nacht ist er geweckt worden wegen des Lärms und des Hundegebells, wenn die Polizei nach illegalen Migranten fahndet. «Um drei bis vier Uhr in der Früh ist am meisten los. Dann kommen die Schlepper, schneiden den Zaun durch und schleusen die Leute durch.» Er habe drei kleine Kinder, eines ist erst einen Monat alt. «Sie können sich vorstellen, wie unruhig die Nächte sind», er macht eine Pause und fügt an: «Ich weiss nicht, wie gut Frau Merkel schläft.»

Die Ernüchterung über die EU ist gross in der Gegend. Man fühlt sich im Stich gelassen. Schlimmer noch, Brüssel trage entscheidend Verantwortung an der ganzen Situation. Bis 2012 war das Problem der illegalen Grenzüber-



aufgegriffene Migranten.

tritte praktisch inexistent. Dann sei der erste Migrant in Ásotthalom aufgetaucht, ein Sudanese, «so schwarz, dass sich meine Kinder erschreckt haben». Sie hatten noch nie zuvor einen Afrikaner gesehen. «Ich verstand nicht, was passierte. Erst später erfuhr ich, dass Brüssel die ungarische Regierung angewiesen hatte, ihre Migrationsgesetze anzupassen.» Vorher (wie jetzt wieder) war es eine Straftat, die Grenze illegal und ohne Dokumente zu überqueren, was irgendjemand in Brüssel bemerkt haben musste. «Wir hätten nicht diese Masse von illegalen Migranten, wenn die EU nicht selber dafür gesorgt hätte.» Er hat daraus seine symbolischen Konsequenzen gezogen und die EU-Flagge am Gemeindehaus abgehängt. Sie komme erst wieder hinauf, wenn Europa seine Politik ändere und die Ungarn hier an der Grenze richtig unterstütze.

Sandor wartet. Er trägt einen Kampfanzug und nimmt uns mit in einem weissen Pick-up der Gemeinde. Ásotthalom Mezöörség Patrol. Der Bürgermeister hat eine kommunale Schutzpatrouille eingerichtet. Kurz vor Mitternacht sind wir über Feldwege am Grenzsaun angelangt. Viel ist nicht zu erkennen. Alle zwei, drei Minuten fährt ein Polizei- oder Militärauto vorbei, Scheinwerfer leuchten ins serbische Gebiet. Der Blick durch die Wärmebildkamera lässt Wildtiere erkennen, die äsen und dann wieder mit hoherhobenem Haupt zu lauschen scheinen. Von illegalen Migranten keine Spur. Die Schlepper kämen erst später. Wir müssen gehen, es gibt keine Bewilligung, die möglichen Zugriffe aus der Nähe mitzuverfolgen. Auf der Rückfahrt wird man das Gefühl nicht los, die Leute von Ásotthalom möchten den ausländischen Besuchern mehr Spektakel bieten, als effektiv da ist.



Bilder, die um die Welt gingen: Bahntrasse, auf dem 2015 der grosse Flüchtlingstreck durchzog.

Ein Irrtum. Frühmorgens ist Sandor bereits in der Unterkunft und zeigt Bilder und Videos der vergangenen Nacht. Insgesamt 53 Personen wurden festgenommen. Alles junge Männer, kein einziger sei aus dem syrischen Kriegsgebiet. Die Mehrheit, die jetzt über die

Sind die Schleuser erst einmal am Draht, lässt sich der Durchgang in Sekundenschnelle bewerkstelligen.

Grenze komme, stamme aus dem Iran und Irak, aus Afghanistan, Pakistan, Bangladesch und Marokko. Eine Aufnahme zeigt Männer im weissen Scheinwerferlicht der Polizei, ein anderes Bild die ganze Gruppe nach Sonnenaufgang. Sie sitzen am Boden, immer zu zweit mit Kabelbindern aneinandergefesselt. In den Gesichtern mischen sich Angst, Hass und Genugtuung.

Weggeworfene Kleider säumen den Weg

Die Verhaftung sei eine grosse Überraschung für alle, erklärt später der Bürgermeister. Vorher seien die Migranten arrogant und fordernd gewesen, sie gingen davon aus, sie hätten ein Recht darauf, nach Europa zu kommen, und Anspruch auf ein Haus und Unterstützung. Gleichzeitig wissen die jungen Männer, dass sie trotz Festnahme eine entscheidende Etappe hinter sich gebracht haben. Sie sind im Schengen-Kernland angekommen. Serbien nimmt die Eindringlinge nicht zurück, Ungarn bringt sie zwar vor Gericht, aber nicht ins Gefängnis – die Reise geht weiter, Richtung Westen, Richtung Skandinavien, von wo sie kaum eine Zwangsrückführung in ihre Heimatstaaten zu befürchten haben.

Sandor, der Fahrer von der kommunalen Feldwache, macht Feierabend, nach 24 Stunden Dauereinsatz. In drei Tagen wird er erneut auf Schicht gehen, dazwischen arbeitet er, wie die meisten hier, in der Landwirtschaft. Wir gehen nochmals zur Grenze, dieses Mal bei Tageslicht und mit Tomas, der ein paar Brocken Englisch spricht. Kilometerlang erstreckt sich der gut drei Meter hohe Zaun quer durch Wiesen und Wälder. Auf der ungarischen Seite befindet sich eine breite, staubige Piste, die sich bei Regen in ein schlammiges Etwas verwandelt. Alle paar hundert Meter kommt uns eine Zwei-Mann-Patrouille entgegen, zusätzlich fahren Militärfahrzeuge hin und her. Die Sicherheitskräfte sind alle bewaffnet, Drohnen surren über unseren Köpfen. Wir halten an, ein Armeeinghöriger zeigt ins nahe Gebüsch, dort befindet sich eine Gruppe Migranten, etwa dreissig Meter vom Zaun entfernt. Vielleicht ruhen sie sich aus, bis es dunkel wird, oder sie werden es noch am Tag versuchen. Auf der Rückfahrt sitzen tatsächlich vier Personen am Strassenrand und warten auf den Abtransport.

Am Geflecht sind immer wieder kleine rote Markierungen auszumachen. Sie zeigen an, wo der Zaun bereits durchtrennt wurde. Eine Firma ist rund um die Uhr damit beschäftigt, die Löcher zu flicken. In regelmässigen Abständen sind kleine Schilder angebracht mit der Aufschrift «Kein Aluminium». Auf Nachfrage erklärt Tomas, das sei wegen der Zigeuner. Wäre das Material aus dem edleren Aluminium, würde es schnell verschwinden. Weggeworfene Kleider, Schuhe und anderer Abfall säumen den Weg.

Sind die Schleuser erst einmal am Draht, lässt sich der Durchgang in Sekundenschnelle



Weiterreise ins gelobte Land: Zeltlager ausserhalb von Ásotthalom, 2015.

«Wir wissen, was multikulturell ist»: Bürgermeister Toroczkaï.

berwerkstelligen. Die Balkanroute ist alles andere als dicht. Aber der Strom ging zurück: Statt tausend und mehr kommen jetzt pro Tag fünfzig bis hundert in Ásotthalom über die Grenze. Auf der serbischen Seite sind vereinzelt Bauern an der Arbeit. Die Felder reichen unmittelbar bis zum Zaun. Von Soldaten oder Fahrzeugpatrouillen ist nichts zu sehen. Pro Kopf kassieren die lokalen Schlepper 150 Euro, bloss um die Migranten zum Zaun zu führen und ihn mit einer Drahtschere zu öffnen. Bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen von weniger als 200 Euro ein lukratives Geschäft.

Neue Taktik der Schlepper

Tomas erzählt, wie er bei einer nächtlichen Kontrollfahrt durch seine Wärmebildkamera einen Mann auf der anderen Seite entdeckt habe, der ebenfalls das Terrain mit einer Wärmebildkamera absuchte. Offensichtlich ein Schmuggler. Er habe dann auf dem serbischen Posten angerufen und seine Beobachtung gemeldet. Dort habe man ihm beschieden, man könne nichts tun, sie hätten nur zwei Mann auf Tour, und die seien gerade anderswo beschäftigt. Bei den Ungarn sind nonstop 100 bis 150 Leute im Einsatz, und das allein in Ásotthalom mit seinen fünfundzwanzig Kilometern Grenze. Insgesamt ist die gemeinsame Grenze mit Serbien über 170 Kilometer lang.

Wir fahren wieder zurück. Tomas hält kurz an, springt raus, pflückt sich zwei Fliederzweige, die gerade blühen, und steckt sie in den Filter der Lüftung im Auto. «Natural», lächelt Tomas, und es breitet sich ein lieblicher Duft aus, der so gar nicht zu den Geschehnissen rundherum passen will. Viele seiner Freunde und Bekannten seien ins Ausland gezogen, die meisten arbeiten in England. Er selber will nicht gehen, seine Familie ist hier, sein Herz gehört Ásotthalom und Ungarn.

Inzwischen erfahren wir mehr Details über die letzte Nacht. Eine Frau habe sich mit zwei

weinenden Kindern genähert. Während die ungarischen Sicherheitskräfte herbeieilten, sei ein paar hundert Meter weiter weg die grosse Gruppe durch den Zaun gedrungen. Das sei die neue Taktik der Schlepper, ablenken und in der Nähe die eigentliche Klientel der Wirtschaftsmigranten über die Grenze schaffen.

Ásotthaloms Bürgermeister ist auf dem Sprung in die nationale Politik. Jobbik, die rechte Oppositionspartei im Land, umwirbt den bislang parteilosen László Toroczkaï. Er hat eine schillernde politische Vergangenheit hinter sich, die meisten westlichen Medien bezeichnen ihn als Rechtsextremen, man könnte ihn aber auch als «Linksaktivisten» mit umgekehrten Vorzeichen sehen. Wie so viele leidet er an der Teilung Ungarns, am Vertrag von Trianon (1920), der das ehemalige Königreich auf ein Drittel seines Territoriums schrumpfen liess. Bis heute gibt es bedeutende ungarische Minderheiten in den Nachbarstaaten, auch hier jenseits der Grenze. Toroczkaï möchte seine Landsleute zurückholen, dafür gründete er mit Anfang zwanzig eine nationalistische Jugendorganisation, provozierte in Serbien die Regierung, sass dafür im Knast.

Inzwischen ist er Familienvater und habe seine wilden Jahre abgestreift. Nicht aber sein Selbstbewusstsein. In einer Videobotschaft wendet er sich direkt an die Migranten und ihre Helfer, der Film ist unterlegt mit martialischer Musik; Sicherheitskameras, Soldaten, Hunde, die Grenzbefestigung werden gezeigt. Dazwischen immer wieder Toroczkaï, der mit ruhiger Stimme erklärt, dass jeder willkommen ist, der sich an Recht und Ordnung halte. Wer aber illegal nach Westeuropa gelangen wolle, solle besser die Route durch Kroatien und Slowenien nehmen und nicht jene durch sein Heimatland. «Ungarn ist eine schlechte Wahl.» Pause, Schnitt, Zoom auf den Bürgermeister: «Ásotthalom die schlechteste.» Ein Gruppenbild zeigt ihn mit Sonnenbrille auf dem Feld, hinter ihm ist die kommunale Miliz

aufgereiht – als Gegenprogramm zu Merkels «Willkommenskultur».

Europa retten

Während das linksliberale deutsche Nachrichtenmagazin *Stern* im Bau des Grenzzauns «Das Ende Europas» erblickt, sieht Toroczkaï darin genau das Gegenteil, nämlich die Rettung des Kontinents vor einer masslosen Migration, die nicht zu bewältigen sei. Im Juni 2015 warnte er in einem Fernsehinterview auf Arte, dass Terroristen an der «Hintertür Europas» einwandern würden. Der Kommentar tat die Befürchtungen als «irrationale Ängste der Bevölkerung» ab. Das war vor den grossen Anschlägen in Paris und Brüssel. Inzwischen seien die Journalisten vorsichtiger geworden, sagt Toroczkaï. «Ihnen dämmert langsam, was hier passiert.»

«Wissen Sie, ein Teil meiner Familie ist ebenfalls geflüchtet. Ende der achtziger Jahre verliessen sie das kommunistische Ungarn.» Sie mussten in einem geschlossenen Lager auf ihre Anerkennung warten. Seine Frau kommt aus Rumänien. Er hat italienische, kroatische, deutsche Vorfahren, dazu kommen die Verwandten, die in der ganzen Welt leben. Seine Schwester ist mit einem Ire verheiratet. An Weihnachten würden sie englisch miteinander reden. «Wir wissen, was multikulturell ist. Aber Sie können nicht mehrere Millionen Menschen aus total unterschiedlichen Kulturen in Ihrem Land in so kurzer Zeit integrieren.» Das werde zu blutigen Konflikten, zu Terror und Kriminalität führen. Toroczkaï verabschiedet sich, seine Agenda ruft. Bis jetzt sieht er keinen Grund, von seiner Mission abzuweichen.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat und freier Autor der *Weltwoche*. Er reiste Ende April privat ins ungarisch-serbische Grenzgebiet.

Türkisches Hineinregieren

Von Thilo Sarrazin — Die neue Abhängigkeit Deutschlands von der Türkei ist besorgniserregend. Der Entschuldungssalam der Kanzlerin im Fall Böhmermann verdeutlicht die Probleme.



Das Ostberliner Kabarett-Theater Distel hat sein neues Programm angekündigt: «Wohin mit Mutti?» Auf dem Plakat sieht man eine Person im Hosenanzug, die Hände formen ein nachdenkliches Dreieck, der Kopf steckt in einem leuchtenden Lampenschirm. So erhält die fortwährende moralische und geistige Erleuchtung, die Deutschland durch seine Kanzlerin erfährt, ein prägendes Symbol.

Wäre solch ein Plakat in der Türkei denkbar, mit dem Kopf des Präsidenten Erdogan im Lampenschirm? Wohl kaum. Zu den über 2000 Anklagen, die in der Türkei wegen Beleidigung des Präsidenten laufen, käme eine weitere hinzu. Ausserdem könnte die Steuerverwaltung entdecken, dass das Theater mit seinen Abgaben im Rückstand ist, die Einnahmen pfänden und so die Schliessung erzwingen.

Nun ist es zwar bedauerlich, aber nicht neu, dass westeuropäische Standards der Meinungsfreiheit nicht überall in der Welt herrschen. Allerdings hat sich Europa seine Standards bislang nicht von anderen diktieren lassen. Es ist nicht bekannt, dass der Osmanische Sultan Mehmed V. beim deutschen Kaiser Wilhelm II. in Presseangelegenheiten interveniert hätte und dieser daraufhin tätig geworden wäre.

So betrat man zweifellos Neuland in den gegenseitigen Beziehungen, als das türkische Aussenministerium den deutschen Botschafter am 22. März offiziell einstellte, um gegen ein zweiminütiges Spottvideo im dritten Programm des Norddeutschen Rundfunks mit dem Titel «Erdowie, Erdowo, Erdogan» zu protestieren. Das kam in Deutschland gar nicht gut an, wäre aber bald vergessen worden, hätte nicht der Satiriker Böhmermann am 31. März sein Schmähdgedicht zu Erdogan in seiner ZDF-Satiresendung ausgestrahlt. Dafür, dass Erdogan gegen solch eine geballte Schmähkritik gerichtlich vorgeht, kann man sogar Verständnis haben. Allerdings hätte der Papst viel zu tun, wenn er sich gegen vergleichbare Beleidigungen jedes Mal gerichtlich wehrte, und es wäre auch nicht gut für seine päpstliche Würde.

Das bleibt aber zunächst eine Angelegenheit des türkischen Präsidenten. Eine ganz neue Dimension wurde erreicht, als sich die Bundeskanzlerin in der Folge beim türkischen Ministerpräsidenten Davutoglu für das Schmähd

gedicht entschuldigte und es «bewusst verletzend» nannte. Die Bundeskanzlerin liebt moralische Zensuren, und sie liebt es auch, in solchen Zusammenhängen die Muskeln der Staatsmacht spielen zu lassen. Das habe ich selbst erlebt. Meist kommt sie damit durch, diesmal war es aber anders. Dieser erneute Fauxpas mit einer Betragenszensur an falscher Stelle berührt nämlich gleich drei Wunde Punkte.

Ungewöhnliche Korrektur

Er wirft zunächst die Frage auf, wie ernst es der Kanzlerin mit der Meinungsfreiheit ist. Der scharfe Abfall in ihren persönlichen Beliebtheits-



Wunde Punkte: Merkel, Erdogan.

werten veranlasste sie zu einer für ihre Psyche ganz ungewöhnlichen Korrektur: Sie erklärte öffentlich, es sei falsch gewesen, das Gedicht als «bewusst verletzend» zu bezeichnen, und ihr Regierungssprecher betonte wiederholt, wie wichtig ihr die Meinungs-, Wissenschafts- und Kunstfreiheit sei. Das konnte den Schaden natürlich nicht beheben. Auch von Putin oder Erdogan sind solche Beteuerungen jederzeit zu hören.

Sodann erhebt sich die Frage, ob die selbstgewählte Abhängigkeit Deutschlands von der Türkei in Fragen der Flüchtlingspolitik ein vermehrtes Hineinregieren der Türkei in innerdeutsche Angelegenheiten zur Folge haben wird. Diese Abhängigkeiten sind ja objektiv

gegeben. Es liegt allein in der Hand des von Deutschland eingesetzten Grenzschützers Türkei, ob mehr oder weniger Flüchtlinge auf den griechischen Inseln ankommen und in welchem Umfang die Tätigkeit der Schlepper unterbunden wird. Die Eilfertigkeit, mit der sich die Bundeskanzlerin beim türkischen Ministerpräsidenten entschuldigte, konnte als Ausfluss dieser Abhängigkeit interpretiert werden.

Diese Abhängigkeit zeigt sich auch in dem kolossalen Druck, den die Bundesregierung entfaltet, um bis zur Jahresmitte die Visafreiheit für türkische Bürger bei der Einreise in die EU zu erreichen. Die Türkei hat schon unverhohlen damit gedroht, das Grenzabkommen ausser Kraft zu setzen, wenn die Visafreiheit als politische Gegenleistung nicht kommt. Auf die Europäische Kommission kann man in diesem Punkt offenbar nicht hoffen, Jean Claude Juncker steht hier fest an der Seite der Bundeskanzlerin, denn er möchte das Schengen-Regime um nahezu jeden Preis retten. Wenn die Visafreiheit scheitert, wird sie am Widerstand der Franzosen scheitern.

Der dritte Wunde Punkt ist ein generelles Unbehagen über eine Einflussnahme des Islams auf die Werte unserer Kultur. Dazu gehören Fatwas gegen Schriftsteller, Attentate auf satirische Zeitschriften, das Verschwinden von Schweinefleisch aus den Kantinen der Schulen, der wachsende Anteil muslimischer Schüler, die nicht am gemeinsamen Sport- und Schwimmunterricht und an Klassenfahrten teilnehmen, die Tätigkeit der türkischen staatsfinanzierten DITIB an Moscheen in Deutschland, aber eben auch die Versuche der türkischen Regierung, auf die Grenzen der Meinungsfreiheit in Deutschland und Europa unmittelbar Einfluss zu nehmen. Diese Ängste treiben den Aufstieg islamkritischer Parteien.

Für diesen Aufstieg hat die deutsche Bundeskanzlerin durch ihr missverständliches Agieren jetzt erneut eine Menge getan. Gleichzeitig hat sie für sich persönlich eine neue Front eröffnet, die sie nicht mehr mit einer eigenen Entscheidung schliessen kann und an der sie auch nicht gewinnen kann. Das Gerichtsverfahren von Erdogan gegen Böhmermann wird über alle Instanzen gehen, das haben beide Seiten bereits angekündigt, und es wird vor der nächsten Bundestagswahl im Herbst 2017 voraussichtlich nicht abgeschlossen sein. Wie immer es in den einzelnen Instanzen ausgeht, Angela Merkel wird immer zu den Verlierern gehören: Wenn Böhmermann gewinnt, wird sie verlieren, weil sie sich von ihm öffentlich distanziert hat. Wenn er verliert, wird sie auch verlieren, weil sie durch ihre Kritik den türkischen Präsidenten quasi zur Klage ermutigt hat. In der Rückbetrachtung mag es so sein, dass dieser Anruf beim türkischen Ministerpräsidenten das politische Ende von Angela Merkel eingeläutet hat.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Tausendsassa mit Zauberstab

Der britische Justizminister Michael Gove war bis vor der Brexit-Debatte ein Politiker wie jeder andere. Jetzt ist er der schlaue Fuchs des Anti-EU-Lagers und läuft zur Hochform auf.

Von Rolf Hürzeler

Seine Krawatte ist blau, die Farbe der Konservativen. Damit nimmt der britische Justizminister Michael Gove für sich in Anspruch, für die wahren Tories zu sprechen – und Brüssel ist nicht deren *cup of tea*. Gove erklärte in einer vielbeachteten Rede Ende April der Nation, warum die EU Grossbritannien schade und weshalb die Zukunft ausserhalb der Gemeinschaft besser sein werde. Denn diese sei fundamental undemokratisch, vergleichbar mit dem Habsburgerreich oder dem Ottomanischen Reich zur Zeit von deren Niedergang. Das belegten wirtschaftlich geplagte EU-Länder wie Spanien, Portugal und natürlich Griechenland. Während andere Nationen wie die Schweiz, Norwegen, Australien oder Kanada Überflieger seien. Gove trägt das zwar alles mit einer ruhigen Stimme vor, aber auch mit dem verschmitzten Gesichtsausdruck eines Kumpels, der den Bürgern in seiner Bilanz die Rechnung darüber vorlegt, was sich für sie lohnt und was nicht. Mit seiner schweren Brille und den listigen Äuglein dahinter erinnert Gove im Habitus an den dereinst in die Jahre gekommenen Harry Potter, an ein kluges Kerlchen, dem man gerne glaubt, was er erzählt: «Der Brexit steht für Freiheit, Gerechtigkeit und Reichtum.» Wer möchte dagegen sein?

Wegbegleiter von Cameron

«Die Regierung behandelt uns mit ihren Geistermärchen wie Kinder», sagt er, als wolle er den Harry-Potter-Vergleich bestätigen. «Wir brauchen keine Betreuung durch Jean-Claude Juncker.» Knapp eine halbe Milliarde Franken bezahle das Vereinigte Königreich wöchentlich für die EU-Mitgliedschaft. Gove vergisst zwar zu sagen, dass es nach den Brüssel-Verhandlungen von Cameron etwas weniger sein wird. Aber einerlei, Grossbritannien sollte laut Gove so viel Geld doch besser in den krisenanfälligen Nationalen Gesundheitsdienst (NHS) stecken. Dieser ist für Linke wie Rechte sakrosankt.

Dem Vorrechner geht es weniger ums Geld. Viel wichtiger sind ihm andere Zahlen – in erster Linie jene zur Nettozuwanderung. Bleibe Grossbritannien in der EU, werde die Einwanderung weiter anwachsen und die Sicherheitslage sei dramatischer denn je. Das tönt für viele scharfmacherisch, aber wenn der Redner schlaue Souveränität ausstrahlt, hört die Nation zu: 3,3 Millionen zusätzliche Immigranten erwartet das Land bis 2030. Diese Zahl stammt nicht vom Justizminister selbst, sondern von seinem konservativen Kontrahenten,

Finanzminister George Osborne, der den EU-Austritt bekämpft. Dieser spricht deshalb lieber von den wirtschaftlichen Auswirkungen des Brexit als von der Zuwanderung und sagt, jeder Haushalt zahle mehr als 6000 Franken jährlich für den Austritt, was Gove für Unsinn hält. Osborne bezeichnete seinen Kabinettskollegen deshalb öffentlich «als einen wirtschaftlichen Analphabeten». Dieser nahm es sportlich: «George hat mir schon viel Schlimmeres angehängt.» Das sagt etwas über die kameradschaftliche Stimmung in der Regierung von Premier David Cameron aus, die zu einem Viertel für den Brexit votiert.

Michael Gove ist im Gegensatz zu den andern Tory-Schwergewichten kein *toff*, kein Schnösel aus gutem Haus. Er wuchs als Adoptivsohn einer Labour-Familie in Edinburg auf. Was ungewöhnlich war im klassengeprägten Grossbritannien: Der Jugendliche schaffte die Aufnahme an eines der renommierten Oxford-Colleges und schloss dort mit Bravour ein Sprachstudium ab. Gove politisierte vorerst eher links, setzte sich aber als Journalist für die *Times* und

Das Schrilte überlässt Gove gerne seiner Frau. Er liebt leisere Töne.

den *Spectator* später zusehends nach rechts ab. Seine Zuverlässigkeit blieb für die Tories lange fraglich, ein wissenschaftlicher Stabsposten blieb ihm in der Partei deswegen versagt. Gove vermochte sich dennoch durchzusetzen und vertritt im Parlament einen sicheren Wahlkreis in Surrey, einer Grafschaft von der sozialen Durchmischung der Zürcher Goldküste.

Erst als politischer Wegbegleiter von David Cameron, der ihn zuerst zum Erziehungsminister und später zum Justizminister machte, kam Gove zu Regierungsehren. Jetzt ist sein Verhältnis zum Chef etwas getrübt. Die Boulevardpresse berichtete mit Vergnügen von einem offen ausgetragenen Zickenkrieg zwischen den Ehefrauen der beiden Politiker an einem gediegenen Dinner, das ein schwerreicher Tory-Sponsor zu seinem persönlichen 50. Geburtstag geschmissen hatte. Die beiden Ladys, Samantha Cameron («SamCam») und Sarah Vine, waren bis vor kurzem beste Freundinnen.

Das Schrilte überlässt Gove gerne seiner Frau; er liebt leisere Töne. So hielt sich der Justizminister beim Queen-Besuch von Barack Obama mit Kritik auffallend zurück, als dieser

den Briten kluge Ratschläge zum Verbleib in der EU erteilen wollte. Für Heiterkeit sorgte etwa Obamas Bemerkung, Grossbritannien müsste sich bei einem Freihandelsabkommen mit den USA nach dem Brexit «ganz hinten» anstellen: «Wenn wir Briten etwas lieben, dann ist es, Schlange zu stehen», schrieb das Boulevardblatt *Sun*.

«Halber Kenianer»

Es blieb dem Noch-Bürgermeister Londons, Boris Johnson, überlassen, beim Obama-Besuch die Grenze des politisch Korrekten zu überschreiten und daran zu erinnern, dass der Präsident «ein halber Kenianer ist» und unter Ressentiments gegenüber der alten Kolonialmacht Grossbritannien leide. Gove und Johnson haben sich im Kampf für den Brexit für eine Rollenteilung entschieden. Jener mit dem anarchisch wuscheligen Haar steht für das Grobe, der andere mit der sauber gescheitelten Sonntagsschulfrisur führt die feine Klinge.

Johnson war der Aufschrei der Empörung nach der Obama-Bemerkung gewiss, während Gove diskret schwieg. Er verwies mit dem Harry-Potter-Zauberstab lieber auf den amerikanischen Historiker John R. Gillingham, der den Europäern in seinem neuen Buch «The EU: An Obituary» (Nachruf) den Kollaps Brüssels voraussagt. Mit andern Worten: Es gibt auch gescheite Amis, meint Gove, und die kann man ja brauchen, wenn die Suppe mit den Europäern versalzen ist. Aber auch das leuchtet nicht allen Insulanern ein: «Wir verachten die Amis», konstatierte die Kolumnistin Janice Turner in der *Times* zum Obama-Besuch und verwies süffisant auf die vier wichtigsten Kontrahenten in den laufenden Primaries.

Tipps aus dem Ausland, gutgemeinte oder nicht, kommen im Vereinigten Königreich immer schlecht an. Als der französische Wirtschaftsminister Emmanuel Macron die Briten zur EU-Treue aufrief, erntete er Hohn und Spott. Von einem «Frog», einem Frosch, wie die Franzosen seit Napoleons Zeiten in Grossbritannien heissen, lässt man sich nun gar nichts sagen. «Als Nächstes droht uns Angela Merkel mit einer deutschen Invasion», twitterte einer. Nein, nicht Johnson, sondern ein Ukip-Politiker. Dieser sendete damit eines der wenigen Lebenszeichen der Partei aus, die einst dafür gesorgt hatte, dass diese Abstimmung am 23. Juni überhaupt stattfindet. Die Ukip hat im laufenden Kampf der konservativen Schwergewichte kaum mehr was zu sagen.



Wahre britische Werte: Justizminister Gove.

Kampf der Schwergewichte deswegen, weil die wichtigsten In- oder Out-Exponenten nach Höherem schielen. Kommt der Austritt, hat Michael Gove gute Aussichten, Premierminister David Cameron als Partei- und damit als Regierungschef zu beerben. Bleibt das Land in der EU, steht Finanzier George Osborne im Rampenlicht. Einen geschickten Schachzug hat in diesem Wettbewerb Innenministerin Theresa May letzte Woche getan. Die Frau, obwohl kein Leuchtturm der Tories, sprach sich gegen den Brexit aus, meint aber, dass das Land auch ohne EU weiter prosperiere. Sie erntete

damit Applaus beim konservativen *Daily Telegraph*, der um den Zusammenhalt der Partei fürchtet. Als kleines Schleckzeug reichte May den Anti-Europäern zudem den Vorschlag, dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte den Rücken zu kehren: «Das kostet uns gar nichts.» Gratis poltern kommt gut an.

Mustergültige Ehe

Michael Gove verkörpert die konservativen Werte wie kaum ein anderer, gerade weil er nicht immer zur Elite gehört hat. So führt er eine mustergültige Ehe mit der gleichgesinn-

ten Sarah Vine, einer sperrigen Kolumnistin. Politiker Gove gilt als bekennender Christ und sagt: «Ich bin stolz darauf.» Als Erziehungsminister kam er zum 400-Jahr-Jubiläum der englischen Bibelübersetzung gar auf die Idee, das Buch an alle Schulen verteilen zu lassen. Gove musste zwar nach Opposition von links zurückkriechen, aber die Heilige Schrift ist dank privater Sponsoren dennoch in zahlreichen Klassenzimmern angekommen. Typisch Gove, so kann er sich als unerschütterlicher Hüter der wahren britischen Werte profilieren wie der Tausendsassa mit dem Zauberstab. ○

Gewalt und Eleganz

Von Hans Ulrich Gumbrecht — «Balkon Europas» wurde die ehemalige Sowjetrepublik einst genannt. Momente von Schönheit und körperlicher Vehemenz im Nachbarland Russlands.



Die klassischen Kenntnisse und die per Wikipedia abrufbaren Touristeninformationen über Georgien sind sich einig: Das Land liegt irgendwo auf einer eigentümlichen Mittellinie zwischen «klein» und «winzig». Als ehemalige Sowjetrepublik und seit 1989 als Nachbar Russlands hat es einen turbulenten Weg in eine stets bedrohte Unabhängigkeit zurückgelegt; wegen der geografischen Lage und der westlichen Ausrichtung hiess es früher einmal «Balkon Europas». Georgische Restaurants sind heute Aufsteiger in den Metropolen der Welt. Und sowohl Josef Stalin wie sein berühmter Geheimdienstchef Lawrenti Beria stammten aus georgischen Provinzstädten.

Am Flughafen von Tiflis wirken die Grenzbeamten betont, aber nicht forciert freundlich, während der schweigsame Taxifahrer auf dem Weg zur Innenstadt alle Geschwindigkeitsbegrenzungen ignoriert. Neben den warm beleuchteten Kirchen aus dem frühen Mittelalter fallen mir einige moderne Gebäude auf, die – gelungen oder nicht – von architektonischem Ehrgeiz sprechen. Vor unserem Hotel fühlt sich der Fahrer von einem jungen Mann in Hotelboy-Uniform irritiert. Er lässt den Motor aufheulen und sein Auto einen Sprung auf ihn zu machen – bevor er scharf bremst.

Durchgerüttelt verstehen wir, dass dies der Moment zum Aussteigen ist. Der Fahrer bleibt sitzen, während es der livrierte Boy, dessen Englisch flüssig klingt, zu einer Ehrensache macht, uns keine Hand an die Koffer legen zu lassen. Vor allem Russisch und die archaisch klingende Landessprache hören wir in der Lobby. Die Hotelgäste tragen teure, im Stil etwas riskante, aber durchgehend elegante Kleidung. Erleichtert hören meine Frau und meine Tochter, dass dies der letzte Abend einer «National Fashion Week» ist. Andernfalls wäre die mitgebrachte Garderobe allzu *casual* gewesen.

Am nächsten Morgen fahren wir ins Stalin-Museum nach Gori. Es liegt eine Stunde westlich von Tiflis und fünfundsechzig Jahre hinter der Gegenwart in einer Zeitkapsel, die sich noch vor Stalins Tod im März 1953 geschlossen haben muss. Mit sichtbarem Stolz auf den grossen Sohn der kleinen Heimatstadt führt eine junge Frau durch den Parcours aus Gebrauchsgegenständen (Koffer, Uniformen,

Federhalter, Feuerzeuge) und Fotografien, die um verschiedene Stationen in Stalins Leben versammelt sind. Ihr ganz und gar revisionsfreier Diskurs scheint genauso alt wie der Monumentalismus des Museumsgebäudes.

Nie zuvor war mir Stalins Selbstinszenierungstalent so ins Auge gefallen: die elegante weisse Uniform bei seinen Treffen mit Churchill, Roosevelt und Truman in Jalta und Potsdam am Ende des Zweiten Weltkriegs; das bis zum Tod dicke schwarze Haar sowie seine jovialen Gesten, die ihn wie einen freundlichen, entspannten Gastgeber aussehen liessen; und das wohlwollende väterliche Lächeln bei Preisverleihungen an jugendliche Komsomol-Vertreter.

Stalins georgisches Gesicht

Es ist eine Kulisse aus östlicher Bonhomie und kommunistischen Menschlichkeitszitate, aus Formtraditionen der orthodoxen Kirche und des Islam. Diese Kulisse schafft es noch heute, wenigstens eine halbe Stunde lang, unser Wissen über die von Stalin verfügte Massenverbrechen zu überdecken. Dieser Effekt macht das Museum zu einem Tempel der schwerfälligen Ideologien aus dem vergangenen Jahrhundert; zu einem Tempel jenes vergangenen kommunistischen Weltreichs der besten Absichten, die so rein und vielversprechend waren, dass sie bei ihrer Durchsetzung jeden Albtraum von Gewalt zu rechtfertigen schienen.

Stalins georgisches Gesicht hatte dem Kommunismus und den in ihn gesetzten Hoffnun-

gen ein Vierteljahrhundert lang eine freundliche männliche Maske verliehen. Ganz kann – und will – ich die Gesten und Uniformen aus Gori nicht von meinen anderen georgischen Eindrücken trennen. Von dem Rotwein, der so süffig ist (und mit dem sich Stalin betrank), weil er nicht einmal vorgibt, trocken zu sein; von den übervollen bunten Tafeln (kein anderes Wort passt hier) aus zugleich exotischem und vertrautem Essen: Rinderlende in Walnuss-Sauce, roter Kaviar und Graubrot mit Kräutern, serviert auf einer Terrasse vor dem Hintergrund der Beinaheschtausender des Kaukasus. Auch die vielen jungen Gläubigen in modischen Kleidern vergesse ich nicht, die man vor den Ikonen und unter den Kuppeln von Kirchen aus einer nur angeblich dunklen Zeit zwischen Spätantike und frühem Mittelalter antrifft.

Georgier neigen zu Intensität, Fülle und Eleganz, und heute müssen sie das nicht mehr verbergen wie vor fünfzig oder achtzig Jahren. Dieser Charakterzug zeigt sich überall – sei es als lebendiges Anzeichen von beeindruckenden Elite-Kompetenzen, sei es als aggressiv inszenierte Armut der Bettler, die meinen Arm nicht loslassen wollen. Sie lieben das Leben, und sie leben das Leben – trotz der spürbaren militärischen Bedrohung aus Russland – im Stil einer legendären Gastfreundschaft.

Natürlich ging die Mode-Eleganz der Hotelgäste in Tiflis auch nach dem Ende der «National Fashion Week» kein Jota zurück. Ohne Eleganz – und ohne Gewalt – gibt es kein Leben in diesem Land. So macht Georgien deutlich, wie Momente von Schönheit und körperlicher Vehemenz zusammengehören: in der Mode des vergangenen Monats, in Stalins Gala-Uniformen und in den Kirchen aus dem achten Jahrhundert.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien.



Gesten und Uniformen: Philharmonie und Präsidentschaftspalast in Tiflis; Stalin-Museum in Gori.

Planet der Affen

Auf der Suche nach dem Ursprung unserer Sprache stossen wir auf den Blutbrustpavian. Die Forschung im äthiopischen Hochland zeigt: Die Kunst der Kommunikation ist bei der Unterhaltung der Frauen entstanden. Wer sie nicht beherrscht, dem drohen Schmach und Untergang. *Von Urs Gehrig*

Er sieht aus wie ein Rockstar, ein Schwermetaller mit bombastischer Mähne, die steil zu Berg steht. Auch vom Verhalten her ist der Blutbrustpavian eine eindruckliche Erscheinung. Flink und rasend schnell ist er, und ein ausgeprägter *womanizer*. Und wenn er zum Flirt den Mund aufmacht, verschlägt es einem glatt die Sprache. Zischlaute, Gebrabbel, dazwischen ein paar Grunzer fliessen elegant über Affenlippen, dann wieder emsige Plauderei, als sässe man zu vorgerückter Stunde in einer Szenebar.

In der Tat, so weisen Forscher in einer neu veröffentlichten Studie aus, gibt es frappante Ähnlichkeiten zwischen der Kommunikation dieser Affen und jener der Menschen.* «Ihre Kommunikation ist eine Vorstufe zu unserer Sprache», sagt Thore Bergman, Mitglied des Forscherteams von der University of Michigan. Seit zehn Jahren erforscht Bergman Blutbrustpaviane, so genannt wegen des blutroten Flecks mitten auf der Brust. Die Paviane, auch bekannt unter dem Namen Dschelada (*Theropithecus gelada*), leben ausschliesslich im äthiopischen Hochland und standen einst kurz vor der Ausrottung. Die Männchen wurden wegen ihrer flamboyanten Frisur gejagt, die bei äthiopischen Volksstämmen als Kopfschmuck heissbegehrt waren. Und Kolonialsoldaten benutzten die Affen bei Schiessübungen als lebendige Zielscheiben.

«Sie machen Small Talk»

«Viele Primaten öffnen und schliessen ihre Mäuler regelmässig und in raschem Tempo, dabei entsteht ein Lippenschmatzen», erklärt Bergman der *Weltwoche*. «Die Blutbrustpaviane jedoch stossen zusätzlich zum Lippenschmatzen auch Laute aus – gleich wie wir Menschen.» Verblüffender noch: Der Rhythmus des Lippenschmatzens ist fast identisch mit dem Rhythmus, mit dem wir Menschen Silben äussern – egal ob auf Deutsch, Französisch oder Mandarin.

Es gibt weitere Parallelen: «Blutbrustpaviane haben ein für Primaten seltenes Paarungsverhalten», sagt Bergman. «Sie gehen sehr langdauernde Bindungen ein wie wir Menschen.» Wobei sich allerdings bloss die Weibchen mono-

gam verhalten. Die Männchen frönen einem polygamen Leben und halten sich einen Harem von rund fünf Weibchen. Entsprechend hoch ist der Konkurrenzdruck für den Alphamann. Kreuzt ein Nebenbuhler auf, stösst er simple, zischende Drohlaute aus, deren Inhalt in etwa lautet: «Fremder, mach dich vom Acker du Flachbrust, diese Weiber gehören mir.» Zu veritablen Sprachkünstlern verwandeln sich Blutbrustpaviane in der Unterhaltung mit den Weibchen. Es wird geprustet, geplappert und gegurrt, dazwischen ein schnaubender Laut abgesondert, pro-



Dampfplaudern: Blutbrustpaviane.

tzig und dominant, dann wieder gutmütig weitergeschnurrt.

«Sie machen Small Talk», sagt Bergman. Dabei unterhalten sie sich nicht zwingend über Alltag und Nahrungsaufnahme. «Möglicherweise tauschen sie überhaupt keine konkrete Information aus.» Das Geplapper mag oberflächlich klingen, ist für den Harems-Chef aber überlebenswichtig. «Mit Dampfplaudern hält er die Weibchen bei Laune und sichert so den sozialen Zusammenhalt.»

Blutbrustpaviane sehen sich mit einer universellen Herausforderung konfrontiert: Wie werden die aggressiven Tendenzen von jungen Männern im Zaum gehalten? Pausenlos sind ambitionöse Blutbrust-Bachelors auf der Walz. Testosterongetrieben, rotten sie sich zu Banden zusammen, um einem Alphamännchen den Harem abzugeben. Die Weibchen verhalten sich

dabei passiv. Aber letztlich sind sie es, die die Gesellschaft dominieren.

Die Welt der Blutbrustpaviane ist eine Welt der Frauen. Sie wählen ihren Mann aus. Wenn er als Beschützer und Begatter nicht mehr taugt und ein Junger imposant und potent am Horizont erscheint, schliesst sich der ganze Harem dem Neuen an. Ein Haremsbesitzer ist also dauernd gefordert. «Die Qualität der Beziehung ist entscheidend», sagt Bergman. Einerseits muss er sich jeder Frau persönlich widmen, darf aber die Gruppe nicht aus dem Blick verlieren, deshalb bewirtschaftet er zwischen Einzelfirts das Ensemble mit Geplapper.

Für den Harems-Chef steht seine ganze Existenz auf dem Spiel. Der Verlust seiner Frauen bedeutet Verzicht auf Dauersex und Verlust seiner Würde. Oft wird einem verjagten Alphas erlaubt, in der Nähe seines ehemaligen Harems herumzulungern, berichtet NatGeo-Wild-TV. So kann er zu seiner Erniedrigung zuschauen, wie der neue Boss eine Haremsdame um die andere besteigt. Damit der Schmach nicht genug: Der Neue lässt den Ex-Boss nicht selten in der Rolle eines Babysitters ein würdeloses Dasein fristen.

Die Forschung zeigt: Besonders erfolgreiche Blutbrustpaviane haben ihr Sprachrepertoire zur Hochblüte getrieben.

Bergman erwähnt ein Exemplar namens «Devil». «Er ist einer der am längsten herrschenden Harems-Chefs, die unser Forscherteam beobachtet hat.» Devil sondert lange Abfolgen unterschiedlichster Geräusche ab. Bemerkenswert sei, dass er fast ununterbrochen spreche. Devil sei ein echter Talkmaster. Und wenn ein Konkurrent auftauche, drehe er die Lautstärke auf.

Was wiederum verblüffend an unsere eigene Spezies erinnert. Ob Donald Trump oder Fidel Castro, ob bei «Maischberger», im «Club» oder in der «Arena»: Auch für den Homo sapiens gilt das Gesetz des Blutbrustpavians: Wer pausenlos und lauter redet als die Konkurrenz, hält die Widersacher in Schach und bleibt Chef.

* Gelada Vocal Sequences Follow Menzerath's Linguistic Law. www.pnas.org



Eine Art Friedenskonferenz: Max Frisch (l.) und Friedrich Dürrenmatt mit Gattin Lotti in der «Kronenhalle» in Zürich, 1961.



Verflucht, Freunde zu sein

Von Peter Rüedi

Den Anlass zu diesem Gruppenbild der Koryphäen mit skeptischer Dame kenne ich nicht. Den Zeitpunkt schon: 1963. Da standen Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt im Zenit ihres Ruhms. Wie nur noch Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf im 19. Jahrhundert waren sie ein gegensätzliches, oft in einem Atemzug genanntes «Dioskuren»-Paar. Die Schweizer dominierten die deutsche Literatur, zumindest die (west-)deutsche Dramatik ihrer Zeit, wie nie mehr zwei Schweizer Autoren nach ihnen. Am 2. November 1961 wurde am Schauspielhaus Zürich Frischs «Andorra» uraufgeführt, nur ein gutes Vierteljahr später Dürrenmatts «Physiker». Nach Jahren der (nie überschwänglichen) «Arbeitskameradschaft» war es am Premierenabend von «Andorra» zum Krach zwischen den beiden gekommen, nachdem Dürrenmatt, konsterniert vom Erfolg des Konkurrenten, der in der «Kronenhalle» versammelten internationalen Theaterkritik die dramaturgischen Mängel des Stücks auseinandergesetzt hatte. So gesehen, war das Treffen der beiden am gleichen Ort, an welchem Dürrenmatt zu Frischs Ärger auch sonst Hof zu halten pflegte, eine Art Friedenskonferenz. Auch im Interesse ihrer beidseitigen «Aussenpolitik».

Wie sagte Frisch noch vor dem «Andorra»-Zerwürfnis: «Es bleibt uns nichts anderes übrig als die Freundschaft. Denn wenn wir uns befehlen würden, ist das ein so grosser Clou für seine Freunde, meine Freunde, seine Gegner, meine Gegner – die warten eigentlich nur drauf. So sind wir eigentlich zwar Freunde, aber obendrein noch verflucht, Freunde zu sein» (1961 zu Corinne Pulver). Die Dame, die den referierenden Dürrenmatt von der Seite mustert, ist seine Frau Lotti. Sie hat sich mit dem Hang ihres Gatten zum Monologisieren längst abgefunden. Im Gegensatz zu dessen «opposite number» Frisch (Uwe Johnson): «Dürrenmatt hat Kraft. Er ist eine Kraft. Das ist nicht das Mühsame. Brecht ist auch eine Kraft. Dass er den Partner (jedenfalls mich) zur Humorlosigkeit verdammt, das ist das Mühsame. Dürrenmatt lacht über den Partner, es kann sein, dass man mitlacht; aber mit dem Partner lacht er fast nie. Dann ist er zerstreut, dann ist's der Hund, der gerufen werden muss, oder aber sofort der Wettbewerb; er übertrifft dich an Witz. Er muss übertreffen, wie es sonst nur die Manie der Zukurzgekommenen ist; und er hat das Zeug, um zu überbieten, weiss Gott, er imponiert mir immer wieder. Wenn ihm nichts einfällt, dann ist Dürrenmatt überhaupt nicht da» (aus Frischs Nachlass, um 1955).

«Er war ein unheimlicher Patriot»

Vor 25 Jahren starb der Schriftsteller Max Frisch. Sein Sohn Peter spricht erstmals über sein Verhältnis zum Vater, über dessen Erfolge, die Affären und darüber, welche Bücher ihn am meisten beeindruckten.

Von Rico Bandle

Es ist ein überaus freundlicher Empfang, den Peter Frisch dem Gast aus Zürich bereitet. Der Sohn von Max Frisch wohnt in einem grosszügigen, wunderbar gelegenen Haus in München, gleich neben dem Englischen Garten. Schon seit vierzig Jahren lebt er in Deutschland, sein Zürichdeutsch tönt aber so geschliffen, als wäre er nie weg gewesen. Der Sohn von Max Frisch, einst Spitzensegler, hat hier seine eigene Grosshandelsfirma für Segelzubehör aufgebaut und beschäftigt heute zwanzig Mitarbeiter. Einst habe es ihn gestört, wenn ihn jemand auf seinen berühmten Vater ansprach, sagt er. Diese Zeiten seien aber längst vorbei.

Die erste Erinnerung an Ihren Vater sei das Klappern der Schreibmaschine, haben Sie einmal gesagt. Das ist eine schon fast romantische Vorstellung.

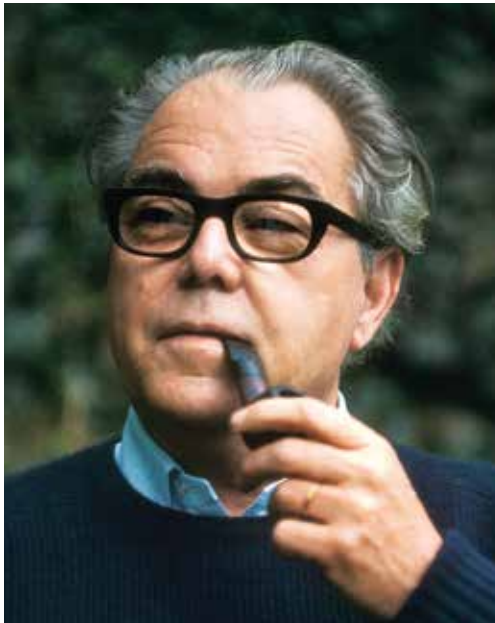
Er hat ja mit einem Zweifingersystem geschrieben, besser gesagt, mit einem Ein-einhalbfingersystem. Er drückte mit dem Mittelfinger der einen Hand auf die Buchstabetasten, mit dem Daumen der anderen die Gross- und Kleinschreibung. Es ist nicht nur das Klappern, sondern auch das «Pling» am Ende der Zeile, das ich noch immer im Ohr habe. Er schrieb jeweils oben in der Mansarde, wir Kinder durften ihn nicht stören. Woran ich mich auch noch gut erinnern kann, ist der Bau des Letzi-Bads in Zürich, seines einzigen grossen Bauwerks. Er nahm mich ab und zu mit auf die Baustelle. Das fand ich grossartig. Gebastelt hat er auch immer mal wieder mit uns Kindern, allzu begabt war er dabei nicht, aber immerhin motiviert.

Haben Sie als Kind gemerkt: «Mein Vater ist anders als die anderen»?

Nein. Als Kind findet man das eigene Umfeld normal, abnormal ist alles, was davon abweicht. Meine ältere Schwester hat das wohl anders erlebt, sie fand es grossartig, wenn im Schauspielhaus eines seiner Stücke geprobt wurde und sie dabei sein konnte. Mich interessierte das weniger.

1954, Sie waren zehn Jahre alt, kam die grosse Veränderung: Ihr Vater schaffte mit dem Roman «Stiller» den Durchbruch als Schriftsteller, im selben Jahr verliess er die Familie. Wie haben Sie jene Zeit erlebt?

Die Trennung erfolgte schleichend. Bereits 1952 war er ein Jahr weg in Amerika mit



«Die Mutter verehrte er sehr»: Max Frisch, 1972.

einem Rockefeller-Stipendium. Bestimmt hatte er sich da schon Trennungsüberlegungen gemacht. Meine Eltern sind dann zwei Monate lang in den USA herumgereist, haben es noch einmal zusammen versucht. Überraschend kam sein Auszug also nicht. Natürlich hörte ich die Leute schwärmen, was für ein toller Bestseller «Stiller» sei, mich interessierte das als Zehnjähriger aber nicht. Das Buch habe ich erst viel später gelesen.

Als Teenager waren Sie dann jedes zweite Wochenende beim Vater.

Ich habe die Zeit positiv in Erinnerung. Manchmal konnte ich ihm bei Modellen für Bühnenbilder helfen. Er gab sich Mühe als Vater. Meine Schwester hat das bekanntlich anders empfunden. [Max Frischs älteste

«Ich habe mich gefragt, ob mein Vater nachleben musste, was er in «Homo faber» geschrieben hatte.»

Tochter Ursula Priess hat 2009 ein Buch über ihr schwieriges Verhältnis zum Vater veröffentlicht, Anm. d. Red.]

In jene Zeit fielen auch die Uraufführungen der grossen Theaterstücke «Biedermann und die Brandstifter» und «Andorra». Waren Sie an den Premieren im Schauspielhaus dabei?

Ja, an beiden. Bei einer mag ich mich nur noch erinnern, dass ich mit einem quietsch-

gelben Pullover aufgekreuzt bin, alle anderen Gäste trugen Anzug und Krawatte. Hinterher kamen jeweils alle Schauspielerinnen zu meinem Vater und umarmten ihn, er genoss das sehr. Erst da, als er so umschwärmt wurde, merkte ich, dass etwas Besonderes an ihm sein muss.

«Homo faber» kam heraus, als Sie dreizehn Jahre alt waren. Die ödipusartigen Verstrickungen in der Geschichte erinnern stark an jene in Ihrer Familie: Max Frisch lebte am Ende seines Lebens mit der Tochter seiner einstigen Geliebten zusammen, Ihre Schwester Ursula Priess war einmal mit dem Sohn der ersten Freundin Ihres Vaters zusammen.

Das ist verrückt, ich weiss. Ich habe mich auch gefragt, ob mein Vater nachleben musste, was er in «Homo faber» geschrieben hatte. Es ist aber sinnlos, zu sehr solchen Sachen nachzugrübeln. Allerdings habe ich auch «Homo faber» wie die meisten Werke erst viele Jahre nach der Publikation gelesen. Für mich war es immer interessant, in den Büchern Sachen zu entdecken, die ich wiedererkannte. In «Biedermann und die Brandstifter» ist der Biedermann Haarwasserproduzent. Als mein Vater noch Architekt war, hatte er einmal Streit mit einem Kunden, der Haarwasserproduzent war. Die Stücke haben mir als Jugendlichen ohnehin besser gefallen als die Romane. Heute ist es umgekehrt. Mein liebstes Werk ist «Stiller», aber das ändert immer mal wieder.

Apropos Biedermann: Es ist ja bis heute nicht ganz klar, wen er im Kopf hatte als Brandstifter. Die Kommunisten? Die Nazis? Haben Sie einen Hinweis?

Nein, aber ich glaube auch nicht, dass das wichtig ist. Die entscheidendere Rolle ist der Biedermann, der völlig unkritisch ist, der die offensichtliche Gefahr nicht wahrhaben möchte und nicht den Mut hat, nein zu sagen. Wenn einer alles mit sich machen lässt, so spielt es gar keine Rolle, wer die Brandstifter sind.

Als Sie in den Teenagerjahren waren, ist Ihr Vater mit der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann zusammengelassen, über diese Beziehung wurde viel geschrieben. Haben Sie Bachmann auch kennengelernt?

Natürlich. Ich kam sehr gut mit ihr aus, was vor allem daran lag, dass sie ein Auto hatte, im Gegensatz zu meinen Eltern. Ich lebte ja mit meiner Mutter und den zwei Schwestern in einem weiblichen Umfeld, niemand interes-



«Er war alt genug, er musste selber wissen, was er macht»: Peter Frisch.

sierte sich für Bubensachen. Mit Ingeborg, die einen VW Käfer hatte, konnte ich über Autos sprechen. Ich habe sie ganz anders kennengelernt, als sie dargestellt wird: attraktiv, nett, witzig. Dass sie etwas mit Literatur zu tun hatte, spielte für mich keine Rolle, das interessierte mich nicht. Ich mochte sie einfach sehr gerne. Mit Marianne Oellers, die er später heiratete, hatte ich ebenfalls ein sehr gutes Verhältnis.

Ihr Vater hatte Kontakt zu vielen bekannten Persönlichkeiten. Haben Sie die Leute ebenfalls kennengelernt?

Als Kind nimmt man die Leute nicht als etwas Besonderes wahr. Dürrenmatt haben wir ab und zu in Neuenburg besucht, als die beiden noch befreundet waren. Die Dürrenmatts hatten ein Schwimmbad, das gefiel mir natürlich. Den Fritz habe ich fröhlich und spritzig in Erinnerung, wohingegen

mein Vater eher ernst war. Viel später, als mein Vater im Tessin lebte, in Berzona, habe ich viel mehr bekannte Leute getroffen, Günter Grass zum Beispiel. Der hat jeweils mein Hochdeutsch korrigiert. Ich weiss noch genau, wie er mir sagte: «Es heisst nicht <besser wie>, sondern <besser als>, das solltest du langsam wissen!» Ich habe immer noch Grass vor Augen, wenn ich diesen Ausdruck verwende ... >>>

Ihr Vater hat kein Geheimnis gemacht um seine vielen Affären, seine jungen Geliebten. Haben Sie als Halbwüchsiger etwas davon mitgekriegt?

Meine Schwester Ursula hat das gestört, zumindest sagt sie das. An mir ist das vorbeigegangen, ich habe nie etwas davon gemerkt. Nachdem Ursula ihr Buch publiziert hatte, sagte ich zu ihr: «Es ist schon lustig, wie sich unsere Wahrnehmungen unterscheiden!» Natürlich war unser Vater immer sehr charmant, wenn attraktive Damen da waren, das hat meine Beziehung zu ihm aber nicht tangiert. Wichtig für mich waren Ingeborg, leider nur kurz, dann auch Marianne Oellers. Marianne war ein gutes Bindeglied zwischen meinem Vater und mir: Ich war damals Student, mein Vater drängte ständig, ich solle vorwärts machen, sonst werde nichts aus mir, was bei mir erst recht Abwehrreflexe auslöste. Marianne griff jeweils beschwichtigend ein.

Dass Sie Architektur studierten wie er selbst, hat den Vater schon gefreut?

Ja, das fand er gut. Nebenher habe ich mich intensiv dem Segelsport gewidmet, das fand er weniger gut. Lange Zeit hat er gar nicht verstanden, was ich da eigentlich mache. Er dachte, dass ich einfach gerne und segle und dazu noch kleine Geschäfte treibe. Einmal sagte er mir: «Wenn du schon segelst, dann mach es richtig und geh an die Olympiade!» Er wollte, dass ich Erfolg habe, dass ich etwas Besonderes mache, etwas anderes interessierte ihn nicht. Wenn man seine frühen Bücher liest, «Antwort aus der Stille» zum Beispiel, da ging es genau darum: endlich zu beweisen, dass man jemand ist. Das war bei ihm ganz tief drin, und das übertrug er dann auch auf mich.

Sie sind einmal deutscher Meister geworden im Segeln. Ist Ihr Vater einmal an eine Regatta gekommen?

Nein. Dabei hatte er mich zum Segeln gebracht. Er zeigte mir an einem Modellbötchen, wie das geht. Sehr viel später hat er meinen Betrieb angeschaut, als ich schon über ein Dutzend Mitarbeiter hatte. Da merkte er, dass das eine richtige Firma ist, dass aus seinem Sohn doch etwas geworden ist. Erst von da an fand er die Sache dann auch interessant.

War die Anerkennung des Vaters wichtig für Sie?

Sehr. Das ist eine interessante Geschichte. Er hat bei seinem früh verstorbenen Vater diese Anerkennung wahrscheinlich nie gefunden; er hat auch nie sehr positiv über seinen Vater gesprochen. Die Mutter hingegen verehrte er sehr. Die fehlende Anerkennung des Vaters war wohl auch der Grund für seinen ausgeprägten Ehrgeiz.

Die Emanzipation vom Vater war auch Ihnen sehr wichtig, deshalb haben Sie



«Abstand von der Max-Frisch-Sache»: Charlotte, Peter, Ursula (v. l.), 1950.

schliesslich auch mit der Architektur aufgehört.

Das stimmt. Als ich den Zuschlag für ein Hausprojekt im Tessin nur darum erhielt, weil ich der Sohn von Max Frisch war, habe ich mich von der Architektur abgewandt. «Dann soll das Haus besser nicht gebaut werden», sagte ich. Das Studium in München verlief noch einigermaßen gut. Hier gibt es viele Frischs, da fragt niemand, ob ich mit dem Schriftsteller verwandt sei. Ganz anders in der Schweiz, wo jeder fragt. Wenn man in

«Die fehlende Anerkennung des Vaters war wohl der Grund für seinen ausgeprägten Ehrgeiz.»

Deutschland bei Google «Frisch» eingibt, kommt heute zuerst meine Firma, erst dann mein Vater. Das macht mich schon stolz.

Auch Ihre zwei Schwestern haben die Schweiz verlassen.

Alle drei Geschwister leben heute in Deutschland. Sicher spielte der Abstand von der Max-Frisch-Sache eine Rolle, aber bei allen verlief die Geschichte anders. Ich hatte die Aufnahmeprüfung an der ETH nicht bestanden und bin deshalb in München gelandet. Interessanterweise sind meine Kinder zurück nach Zürich gegangen, der Sohn studiert wiederum Architektur, die Geschichte wiederholt sich also ...

Kommen wir auf «Montauk» zu reden, jene autobiografische Erzählung, in der Ihr Vater all seine Frauengeschichten ausbreitete. Wie war das für Sie, dermassen Intimes vom Vater zu lesen?

Ich fand das sehr peinlich und finde es immer noch. Er war sechzig, fand Gefallen an einem

jungen, langhaarigen Mädchen, zu dem keinerlei Verbindung bestand ausser der erotischen Attraktion. Diese Frau hätte er, wäre sie nicht jung und knackig gewesen, einfach links liegengelassen. Dass er eine solche Beziehung eingeht, ist ja schon peinlich, dass er dann aber noch darüber schreibt ... Ich verstehe das nicht. Ich sage dann immer: Er war alt genug, er musste selber wissen, was er macht. Na ja. Zudem rechnete er in dem Buch ab mit Vergangenen, das hätte es auch nicht gebraucht. War es eine Befreiung für ihn, das so niederzuschreiben? Ich weiss nicht.

Ihre Schwester hat den Kontakt zum Vater nach «Montauk» ganz abgebrochen.

Da war ohnehin nicht viel Kontakt in der schwierigen Zeit. Ich möchte gar nicht wissen, was da alles passiert ist. Kinder wollen nie etwas über das Sexualleben der Eltern erfahren. Das ist ein Tabu. Sie wissen zwar, dass die Eltern einmal Sex hatten, sonst wäre man nicht auf der Welt, damit hat es sich aber.

Die grossen Werke hat Max Frisch alle innerhalb von sieben Jahren veröffentlicht: «Stiller» 1954, «Homo faber» 1957, «Biedermann und die Brandstifter» 1958 und «Andorra» 1961. Dass nachher nicht mehr viel kam, hat ihn womöglich zu diesen persönlichen Bekenntnissen getrieben.

Das kann gut sein. Er selbst hat immer wieder gesagt: «Eigentlich habe ich alles bereits gesagt. Ich habe nichts mehr zu sagen.» Diesen Spruch habe ich immer wieder von ihm gehört. «Mein Name sei Gantenbein» hat er nach 1961 publiziert, das war auch gut. Aber nachher? «Montauk» hätte es für mich nicht gebraucht. Als ich das Buch das erste Mal in den Händen hielt, habe ich einige Seiten gelesen und es dann auf die Seite gelegt. Ich sagte mir: «Das brauche ich wirklich nicht zu wissen.»

Haben Sie ihn einmal auf das Buch angesprochen?

Ich habe ihm nur gesagt, dass es mir nicht gefällt.

Wie hat er reagiert?

Das weiss ich nicht mehr, es ist auch vierzig Jahre her.

Seine Texte und Reden zur Schweiz gaben ebenso viel zu reden wie seine literarischen Werke. Er gehörte zu den grossen Schweiz-Kritikern.

Er war ein unheimlicher Patriot, hat sein Land sehr geliebt. Umso mehr hat er sich geärgert, wenn etwas nicht so lief, wie er sich das vorstellte. Er war kein Schweiz-Gegner, wie oft gesagt wird, seine Kritik ist Ausdruck der Liebe und Verbundenheit mit dem Land. Ich zumindest habe das immer so empfunden.

Ist es nicht auch eine Art Geschäftsmodell: Wenn man die Schweiz kritisiert, kommt man in die Medien.

Das sehe ich nicht so, seine Kritik war sehr aufrichtig. Aber klar, ein Schriftsteller muss Marketing für sich betreiben, und darin war er geschickt. In späten Jahren erzählte er mir einmal in der Sauna, dass er sich immer genau überlege, wann er wie in den Medien auftritt. Er hat sich bewusst rargemacht, nur wenige Interviews gegeben. Er wusste, dass er dadurch begehrt wurde. Wenn er dann eines seiner seltenen Interviews gegeben hat, hat er bewusst einige provokative Aussagen platziert. Ein Peter von Matt würde nun sagen, einen Ausdruck wie «Marketing» könne man im Zusammenhang mit Schriftstellern nicht brauchen, das sei völlig abwegig. Das glaube ich aber nicht, er hat ganz bewusst sein eigenes Marketing betrieben, auch wenn er das nicht so genannt hat.

Kürzlich sind die Notizen Frischs zu seinen Ficheneinträgen publiziert worden. Man hat das Gefühl, der Autor sei richtiggehend enttäuscht darüber gewesen, dass nichts Wichtiges über ihn fichtiert worden war.

Total. Diese Fichennotizen sind ja auch ein bisschen peinlich. Das würde niemand lesen, wenn es nicht von Max Frisch wäre. Die Ficheneinträge sind ebenso banal wie die Kommentare, die er dazu verfasst hat. Ob es nötig war, dies zu veröffentlichen, ist eine andere Frage.

In seinen letzten Jahren hatte Ihr Vater depressive Züge, die Armeeabschaffungsinitiative hat ihm dann noch einmal Auftrieb gegeben, da ist er noch einmal aufgeblüht. Dass sein Armeeabschaffungsstück «Jonas und sein Veteran» im Schauspielhaus sogar noch verboten wurde, muss ein Glücksfall für ihn gewesen sein.

Da hat er gestrahlt, das hat ihm gutgetan. Ihm war die Armeeabschaffungsinitiative

ein grosses Anliegen. Ich war mit ihm an der Premiere von «Jonas» im Keller des Schauspielhauses, es war seine letzte. Er hat es sehr genossen, noch einmal etwas bewegen zu können.

Haben Sie mit Ihrem Vater einmal über seine Zeit als Student geredet, als er noch national orientiert war? Vor dem Zweiten Weltkrieg hat er ja sogar in einem Brief gegen das Migrantentheater im Schauspielhaus protestiert, das zu deutschlandfeindlich sei.

Nein, nie. Über das Architekturstudium haben wir schon ab und zu geredet, nicht aber über seine politische Einstellung damals. Auch sonst hat er nie über seine Anfangszeit als Schreiber geredet – was früher war, hat er immer abgelehnt.

Am 4. April 1991 ist Ihr Vater in Zürich an Krebs gestorben. An der Trauerfeier waren viele Schriftstellerfreunde anwesend, aber kein Bundesrat.

Das war von ihm so gewollt und geplant. Wie es ein Schriftsteller eben so macht: Er schreibt alles auf, auch Gedanken zur eige-

«Er war kein Schweiz-Gegner, wie oft gesagt wird, seine Kritik ist Ausdruck der Liebe zum Land.»

nen Todesfeier. Die Redner waren von ihm gewünscht, aber ebenso wollte er keine öffentlichen Personen und vor allem keine Reden von öffentlichen Personen. In sich war die Feier sehr stimmig.

Max Frischs Bücher sind noch immer Schullektüre, die Stücke werden rege aufgeführt. Wie lukrativ ist es, Frisch-Erbe zu sein?

Ich habe eine gutlaufende Firma, deshalb spielt das für mich keine Rolle. Aber es kommt schon jedes Jahr etwas rein. Einen Betrag möchte ich nicht nennen, nur das: Mein Vater könnte nach wie vor gut von seinen Werken leben.

Sie haben sich eher kritisch geäussert über die nachträgliche Veröffentlichung einzelner Texte und Notizen Ihres Vaters. Sie sind ja selbst als Vertreter der Erben im Stiftungsrat des Max-Frisch-Archivs, das über solche Veröffentlichungen entscheidet.

Der Germanist Peter von Matt ist kürzlich nach vielen Jahren als Präsident zurückgetreten. Er hat die Aufgabe sehr gut und mit viel Engagement erfüllt, aber nun ist auch eine Veränderung richtig. Anfangs waren ja lauter Freunde von Max in dem Stiftungsrat, die das ihm zuliebe gemacht haben, zum Beispiel auch Adolf Muschg und Peter Bichsel. Es wurde Zeit für eine Erneuerung, nun bin ich der Älteste. Es scheint mir wichtig, dass wir auch neue Leser ansprechen und nicht nur Insider. Das hat man bisher etwas vernachlässigt, man hat Max Frisch zu sehr als Heiligtum betrachtet.

Wie verliefen die Diskussionen innerhalb der Stiftung, als es um Publikationen wie das «Berliner Journal» ging, das Frisch bis zwanzig Jahre nach seinem Tod gesperrt hatte?

Der Verlag hatte natürlich grosses Interesse an der Publikation. Wir sind dann ziemlich einstimmig zum Schluss gekommen, dass man einen Teil veröffentlichen kann und soll, ein anderer Teil aber schlicht unveröffentlichbar ist.

Weshalb unveröffentlichbar?

Weil gewisse Passagen schlicht unsinnig sind. Wenn einer eine schlechte Laune hat und seine Gehässigkeiten zu Papier bringt, anstatt herumzuschreien, wie das andere tun würden, so muss man daraus nicht ein Buch machen. Da waren wir uns alle einig. Beim «Tagebuch 3» gab es grössere Diskussionen. Da ging es um jene Notizen, die Max Frisch verbrannt hat. Seine langjährige Sekretärin Rosemarie Primault hatte allerdings noch Kopien davon in ihrer Schublade gehabt, die sie nach seinem Tod dem Archiv übergab. Wir haben uns zur Publikation entschieden unter dem Titel «Entwürfe zu einem dritten Tagebuch», damit man sieht, dass das nichts Fertiges ist.

Rosemarie Primault hat sich stark gewehrt gegen diese Publikation, wohl aus schlechtem Gewissen, weil sie die Kopien gehortet hatte.

Sie war sehr wütend auf uns. Nachträglich muss ich sagen: mit gutem Grund. Wir hätten sie in die Gespräche integrieren müssen, anstatt sie einfach vor vollendete Tatsachen zu stellen. Am Anfang der Diskussion war ich ebenfalls der Meinung, dass, wenn er einen Text verbrannt hat, dieser dann auch nicht publiziert werden sollte. Wenn man allerdings den Willen des Autors für absolut nähme, so wären uns grosse Werke von Kafka und anderen Autoren vorenthalten geblieben.

Was ist von Max Frisch in den nächsten Jahren zu erwarten? Ist im Archiv noch unveröffentlichtes Material verborgen?

Es gibt noch einige Briefwechsel, die noch nicht aufgearbeitet sind. Interessant sind natürlich die noch unveröffentlichten Reden und vor allem Interviews. Die muss man nun durchgehen, um zu schauen, welche sich für eine Publikation eignen. Mit grossen verborgenen literarischen Werken ist jedoch weniger zu rechnen.

Hans Peter Frisch wurde 1944 geboren, als zweites von drei Kindern von Schriftsteller Max Frisch und dessen erster Frau Gertrud («Trudi») Frisch-von Meyenburg. Wie sein Vater studierte er Architektur und gab den Beruf nach kurzer Zeit auf. Der einstige Spitzensegler gründete 1973 in München eine Grosshandelsfirma für Bootszubehör und Segelbekleidung (Peter Frisch GmbH), bei der heute 20 Mitarbeiter beschäftigt sind. Peter Frisch sitzt als Vertreter der Erben im Stiftungsrat des zur ETH Zürich gehörenden Max-Frisch-Archivs.

Techtelmechtel in der Waschküche

Die Zürcher Schriftstellerin Mireille Zindel erzählt mit «Kreuzfahrt» die berührende Geschichte einer alltäglichen Beziehungskiste. Von Rolf Hürzeler

Verliebte reisen nach Paris, weil anscheinend nur dort eine Amour fou wirklich verrückt ist. «In diesem Zimmer scheint es mir das Normalste auf der Welt, mit dir Liebe zu machen. Als hätten wir uns nur zu diesem Zweck kennengelernt. Für diese beiden Körper, die sich suchen.» Die Rede ist von Meret und Jan, beide um die vierzig und verheiratet. Nicht miteinander.

Das klandestine Pariser Schäferstündchen ist einer der Höhepunkte im neuen Roman «Kreuzfahrt» der 43-jährigen Zürcher Schriftstellerin Mireille Zindel. Die Geschichte dreht sich wie ihre beiden ersten Werke um eine Frau im mittleren Alter, die auf der Sinnsuche in eine Lebenskrise gerät nachvollziehbares Schicksal aus dem prallen Leben des bürgerlichen Mittelstandes also.

Zindel studierte Romanistik und Germanistik, arbeitete kurze Zeit in der Werbebranche, fühlte sich jedoch schon seit ihrer Jungmädchenzeit zum Schreiben gedrängt. Heute ist sie Familienfrau mit zwei Kindern und schreibt daneben an einem vierten Buch.

Die Ausgangslage in «Kreuzfahrt» ist so bekannt wie klar: Familienferien an der ligurischen Küste im Juli in mörderischer Hitze. «Tagsüber schwitzte ich, bis es sich anfühlte, als könnten nur noch Tränen kommen ... In diesen verzweifelten Körper begann ich Wein zu schütten. Zunächst nur abends. Zwei Tage später trank ich auch tagsüber, Weisswein, Rotwein ...» Während die Ich-Erzählerin sich dem Trunk hingibt, kümmert sich Ehemann Dres um die zwei Kinder am Strand. Dres ist ein Mustergatte, immer für die Familie da, ein Langweiler zwar und Jurist obendrein, aber ein fester Wert.

Liebesakte als Projektion

Die Kinder entdecken am Strand zwei Kumpane aus der heimatlichen Zürcher Nachbarschaft. Man kommt sich nie so schnell nahe wie bei einer erstmaligen Begegnung im Ausland. Also hoppla, und die Eltern sind vordergründig ein Herz und eine Seele. Man diniert zusammen und entdeckt oberflächliche Gemeinsamkeiten. Die Freude ist gross, dank der Abwechslung der innerfamiliären Folter in der touristischen Italianità noch einmal entkommen zu sein.

Romy und Jan heissen die beiden neuen Freunde, Schweden, die aus geschäftlichen Gründen in der Schweiz leben. Sie spricht mit den Engeln und kann Handlesen, weil sie das in einem Kurs gelernt hat; er ist vergifteter

Marathonläufer. Das sind viele Klischees, die den Leser beim Einstieg in den Roman verärgern. Doch nach und nach erschliesst sich, weshalb die Engel und der Marathon wichtig sind.

«Und plötzlich wollte ich für immer da bleiben, in diesem unmöglichen italienischen Kaff, an dieser hässlichen Küste mit diesem lauten Meer, nur um bei dir zu sein, Jan», denkt sich Meret und ist in den neuen Bekannten verknallt. Daraus hätte Zindel eine übliche Viererkiste entwickeln können, wie man das kennt.

Tut sie aber nicht. Bald entdeckt der Leser, dass die Erzählerin nicht zu ihm, sondern zu Jan spricht. Sie berichtet ihm, wie sie zusammen eine Affäre hätten erleben können. Die erste Liebesnacht in Paris, eine zweite in Mailand, ein verbales Techtelmechtel in der Waschküche. Allerdings: «Ich habe lange darüber nachgedacht, was geschehen ist, und bin zum Schluss gekommen: nichts», heisst es im Prolog.

Liebesakte lediglich als Projektion also. Mireille Zindel sagt im Gespräch: «Ich suche das Mehrschichtige. Man kann das Buch zwar als eine Liebesgeschichte lesen, aber sie hat sich nicht zugetragen.» Denn in Zindels Welt sind «Gefühle und Fantasie so real» wie die Zärtlichkeiten, ohne dass sie stattgefunden haben.

Oder etwa doch? Denn Zindel spielt mit dem Leser, man weiss nie genau, was tatsächlich geschehen ist oder nicht. Wie einst Max Frisch greift sie auf die Wendung «Ich stelle mir



Ein picobello Liebesnest: Mireille Zindel.

vor...» zurück. Das erlaubt ihr, den Protagonisten laufend imaginäre oder reale Rollen zuzuweisen. Der Leser bleibt so im Ungewissen – passiert oder nicht?

Kopflastiger Blümchensex kann man dem sagen oder aber wissenschaftlicher mit den Worten des Psychoanalytikers C.G. Jung: «Das Aufeinandertreffen von zwei Menschen ist mit der Reaktion von zwei chemischen Substanzen vergleichbar.» Es entsteht etwas Neues, dann ist es tatsächlich unerheblich, ob die aussereheliche Eskapade stattgefunden hat oder nicht.

Zindel interessiert sich für die «Befindlichkeit von Menschen, die in der Lebensmitte alles erreicht haben», sagt sie. «Sie erkennen, dass die Zukunft voraussichtlich keine grossen Überraschungen mehr bereithält; sie stecken in einem Käfig fest.» Diese Menschen, meist von keinerlei materiellen Sorgen geplagt, sehen sich mit der banalen Frage konfrontiert: «Wie weiter?» Dann kommen nach ihrer Erfahrung die Krisen. «Ich habe das in meinem Umfeld immer wieder gesehen.»

Um das wirkliche Leben spürbar werden zu lassen, schmückt sie «Kreuzfahrt» mit viel Zürcher Lokalkolorit. Der Paradeplatz erweist sich als ein Schicksalsort, das Café «Sprüngli» ist für den Leser erahnbar, das heute geschlossene Hotel «Breitinger» im Enge-Quartier war ein picobello Liebesnest. Zudem reichert Zindel

«Plötzlich wollte ich für immer da bleiben, in diesem unmöglichen Kaff, nur um bei dir zu sein, Jan.»

ihre Geschichte mit recherchiertem Fachwissen an, zum Beispiel über den Marathon. Man erfährt, dass die wirkliche Herausforderung eines Läufers bei Kilometer dreissig beginnt, wenn Untrainierte längst aufgegeben hätten. Und man liest, dass der Boston-Marathon der Königslauf in dieser Disziplin ist.

Wichtiger jedoch als die körperliche Befindlichkeit ist der Autorin die seelische. «Traurigkeit» ist ein Wort, das im Gespräch mit Mireille Zindel mehrfach fällt. Für sie ist die Protagonistin Meret traurig und sucht deshalb den Ausbruch. Sie trauert um die verlorene Liebe zu ihrem Mann Dres, sie erkennt das Familienleben als eine Leere, sie steckt also in einer Sinnkrise. Da rennt der schwedische Marathonläufer gerade recht in ihr Leben. Und selbst seine angetraute Engelsfrau sorgt für Abwechslung. Aber die Protagonistin Meret wagt nicht, aus ihrem Käfig auszubrechen. Ein Schicksal, das wahrscheinlich den meisten in der einen oder anderen Form einmal widerfahren ist. Davon erzählt Mireille Zindel in einer anschaulichen und flüssigen Sprache, und das macht diesen Roman lesenswert.

Mireille Zindel: Kreuzfahrt.
Kein & Aber. 288 S., Fr. 26.90

Schweizer Klassiker

Weltläufiges Trubschachen

E. Y. Meyers Roman «In Trubschachen» machte 1973 sofort Furore. Der Erfolg seines Zweitlings setzte dem Schriftsteller aber auch zu und klebte ihm wie ein Bleigewicht an den Füssen. Von Christoph Mörgele



Ganz banale Winterreise in ein ganz banales Dorf.

Ich mag E. Y. Meyer, als Schriftsteller wie als Künstler, der jedem Zeitgeist und jeder Vereinnahmung widersteht. Vor allem, seit er mir sein Einverständnis zu meiner Kritik an einer Berner Staatsförderung von libyscher Wüstenliteratur mitgeteilt hat. Berner Kunst sei «Lehrerkunst», «Beamtenkunst», hat E. Y. Meyer einmal bemerkt. Er, der wie Ernst Eggmann, Fritz Widmer oder Lukas Hartmann zu den Berner Lehrern gehört, welche in die Schriftstellerei wechselten. Sein zweites Werk «In Trubschachen» ist 1973 auf 218 Seiten im Suhrkamp-Verlag erschienen; es wurde im ganzen deutschsprachigen Raum von Kritik und Literaturwissenschaft mit so wachem Interesse aufgenommen wie später keines der nachfolgenden respektablen Bücher des Sprachkenners mehr.

Bei E. Y. Meyer ist jede Oberflächlichkeit von vornherein ausgeschlossen. Je verstörend anschaulicher, je exakter er schildert, desto fremder werden wir. Er ist geradezu versessen auf das Detail und erzählt es mit fast aufreizender Berner Behäbigkeit, Umständlichkeit und Verlangsamung. Aber er ist vor allem ein Durchschauer. Und ein wahrhaft grosser Erzähler, nicht im «Ich»-Stil, sondern im «man» des Jedermann. Und nicht im Perfekt oder Präsens, was beides Gewissheit ausdrücken würde, sondern im Konjunktiv. Wir Leser werden ins Geschehen hineingezogen, denn auch wir

könnten Akteure sein – das Leben ist eine Möglichkeit.

«In Trubschachen» ist für mich neben Gottfried Kellers «Grünem Heinrich» der wichtigste Schweizer Bildungsroman. Er geht aus von einer ganz banalen Winterreise in ein ganz banales Dorf im Emmental. Nicht sieben Jahre, wie Thomas Manns Hans Castorp, verbringt der Jedermann dort, sondern sieben Tage über Silvester und Neujahr. Das sind Tage des Übergangs, an denen die Uhren stillzustehen scheinen. Tage der Gefährdung. Was so praktisch und vernünftig mit ausführlichem Zitieren aus dem SBB-Fahrplan beginnt, endet in Verstörung, Verzweiflung und Todesnähe.

Was wir vorerst als gewöhnliche Arbeitsferien mit einem philosophischen Werk und einer Biografie von Immanuel Kant im Gepäck wahrnehmen, ergänzt sich mit der Lektüre irgendeiner Illustrierten und dem Lebenslauf des abgedankten englischen Königs Eduard, der – ganz unkantisch – seine Neigung zur geschiedenen Wallis Simpson seiner monarchischen Pflicht geopfert hat. Die Bewältigung von dreimal täglich einzunehmenden währschaftigen Menüs inklusive alkoholischer Getränke im Hotel «Löwen» machen ausgedehnte Spaziergänge nötig. Vom Kleinsten in Trubschachen öffnet sich das Grösste der ganzen Welt: Der Umbruch zwischen gestern, heute und morgen erschliesst sich uns durch die authentische Schilderung von Personen und ihrem Gewerbe, Gebäuden, Landschaften.

Humanität im Suchen und Bewältigen

Wir vernehmen die Ansichten der Dorfautoritäten, des Pfarrers, des militärischen Sektionschefs und des Lehrers. Letzterer trägt sein Wissen bei zur Wahrnehmung von Natur, Alltag, Geschichte, Menschen – und ihrer Unheimlichkeiten. Der Schnee legt sich wie ein Leichentuch über das Napfgebiet, der Tod ist allgegenwärtig und kommt auch dem Erzähler gefährlich nahe. Denn auf seinen Spaziergängen kommt er sich selber abhandeln.

Meisterhaft ist der Wechsel zwischen Erzählung und Nachdenken. «In Trubschachen» vereinigt für mich alles, was ein Roman haben muss: eine staunenswerte Entwicklung vom unbedeutenden Individuum zu einer unglaublich eigenwilligen, originellen Weltläufigkeit. Immer wieder schimmert Humor auf. Und eine tiefe Humanität im Suchen und Bewältigen.

E. Y. Meyer: In Trubschachen.
Lenos, 2009. 218 S., Fr. 19.80



Meilenstein auf dem Erfolgsweg: Autor Andrack.

Unterhaltung

Lustwandeln durch die Weltgeschichte

Der ehemalige deutsche Fernsehmann Manuel Andrack folgt in seinem neuen Buch «Schritt für Schritt» den Pfaden der europäischen Historie – oder dem, was er dafür hält. Vergnüglich zu lesen.

Von Rolf Hürzeler

Geschichtsort Spiez im Berner Oberland, am Seeweg. Dort fuchste der deutsche Fussballtrainer Sepp Herberger 1954 seine Mannschaft auf den «Endsieg» ein, dem man damals offenbar noch so sagen durfte. Gemeint ist das Berner Finalspiel der damaligen Fussballweltmeisterschaft zwischen Ungarn und Deutschland. Die Deutschen gewannen als Aussenseiter 3:2; nach der Apokalypse von 1945 «war man plötzlich wieder wer» in der Weltgemeinschaft.

Sepp Herberger nahm sich im Spiezer Trainingslager seine elf Schützlinge in Gesprächen einzeln vor und erzählte jedem Spieler in einem psychologischen Coaching, dass er der tollste Hecht auf dem Feld sei, bis er es selbst glaubte. Auch die Teambildung erfolgte am Thunersee nach den damals neuesten Erkenntnissen der Gruppenpsychologie. Die Mannschaft träumte vor dem Endspiel gemeinsam vom «Endsieg».

Liebkosungen zum Abschied

Nun war das Trainingslager der deutschen Fussballmannschaft 1954, wiewohl bedeutend zwar, nicht wirklich das wichtigste historische Ereignis der Schweizer Geschichte. Doch für den deutschen Buchautor und Fussballfreund (1. FC Köln) Manuel Andrack war es ein Meilenstein auf dem Erfolgsweg Nachkriegsdeutschlands.

Der fünfzigjährige Manuel Andrack hatte seine dreizehn *years of fame* an der Seite des TV-Entertainers Harald Schmidt. Zuerst als Redaktor der Sendung hinter der Kulisse, dann für eine Weile an der Seite des Meisters vor der Kamera. Wie immer bei solchen Männerfreundschaften kam es schliesslich zu einer «einvernehmlichen» Trennung. Liebkosungen zum Abschied wurden öffentlich ausgetauscht: «Das letzte halbe Jahr unserer Zusammenarbeit war nicht mehr lustig», sagte Andrack dem *Spiegel*. «Dirty Harry» war laut seiner Erkenntnis ein selbstverliebter Egomane, der unter dem grösseren Zuschauer-Erfolg von Thomas Gottschalk litt.

In seinem Post-Schmidt-Leben hat sich Andrack neu erfunden. Er schreibt Bücher über das Leben in Wäldern und auf Wiesen, und er unterhält einen Blog, in dem er von seinen Erlebnissen erzählt, etwa auf der Suche nach Frau Holle in den Wäldern des Hunsrück. Nun ist also «Schritt für Schritt» herausgekommen, ein Wanderbuch, das allerdings keines sein will, wie Andrack im Vorwort festhält. Denn die wenigsten Touren durch die Weltgeschichte eignen sich zum Lustwandeln. Wer will sich in seiner Freizeit schon auf dem Gelände des Konzentrationslagers Sachsenhausen erholen? Das jeweilige Geschichtsverständnis sagt mehr

über die Gegenwart als über die Vergangenheit. Für diese Erkenntnis bietet Andrack breit recherchiertes Anschauungsmaterial.

Wie für jeden anständigen Deutschen beginnt die Menschheitsgeschichte im Neandertal. Vor 40 000 Jahren stolperten bärtige Gesellen durch diese damals romantische, heute verschlafene Gegend, die von einem Flüsschen durchzogen ist. Dieses heisst, nein, nicht Neander, sondern Düssel und mündet in einer deutschen Grosstadt in den Rhein, «deren Name mir gerade entfallen ist», wie Andrack launig schreibt. Der Name Neander geht auf den pietistischen Pastor und Kirchenliederverfasser Joachim Neander zurück, der im 17. Jahrhundert im Tal vor den Eingeborenen predigte und sang, dass es ihnen ein Graus war. Seine Zuhörer waren damals natürlich keine Urmenschen mehr, sondern von Religionskriegen zermürbte Zeitgenossen, die dem Frömmeler Joachim Neander wohl das Fegefeuer wünschten.

Andrack berichtet dem Leser Bemerkenswertes über das menschliche Leben vor 40 000 Jahren: So war der gemeine Neandertaler ein noch grösserer Wandervogel als Andrack selbst und legte pro Tag auf der Jagd gerne dreissig Kilometer zurück. Er ernährte sich vornehmlich von Fleisch und wäre nicht auf die Idee gekom-

men, Getreide anzupflanzen, da ihn die Jagd immer weiter zog. Heute heisst dieser Fleischhunger «Paleo-Diät», die zumindest eine Weile sehr bekömmlich sein soll, zumal auch gehörige Portionen Gemüse dazukommen. Wo die nomadischen Neandertaler das gefunden haben, sei dahingestellt.

Biertrinken als Hochkultur

Erst die Sesshaftigkeit habe dem Menschen die Hochkultur beschert, schreibt Autor Andrack und macht einen Sprung nach Ägypten. Dort entstanden vor 4000 Jahren bekanntlich die Pyramiden, weil die Menschen dort geradezu besessen waren von einem Leben nach dem Tod. Auch der Pyramiden-Bauarbeiter war in der Freizeit mit dem Buddeln seiner eigenen Grabstätte beschäftigt, zumindest laut Andrack. Einerlei, am meisten beeindruckt ihn die Fähigkeit der Ägypter, Bier zu brauen; aus seiner Sicht zeichnet sich eine Hochkultur durch Biertrinken aus. Dank der Sesshaftigkeit konnten die Menschen Getreide anbauen, das sich gären liess und schliesslich als dicke Masse mit niedrigem Alkoholgehalt literweise genossen wurde mit verschiedenen Geschmackszusätzen: Mohnbier, Dattelpier oder gar Johannisbrotbaumbier. Dieser Exkurs ist typisch für den Kölner Andrack. Der stellte schon bei Harald Schmidt gerne seine speziellen Gebräue vor, und auf seinem Blog schwärmt er von Bierwanderungen in seinem Bergischen Land.

Geschichte ist nicht nur Bierseligkeit, das weiss der Buchautor, und darum machte er sich auf in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin, wo er auf eine bis jetzt weitgehend unbekannt Variante des nationalsozialistischen Wahnsinns gestossen ist, das «Schuhprüfwandern» auf einer eigens dafür eingerichteten «Schuhprüfstrecke». Die Häftlinge mussten tagelang eine 700 Meter lange Strecke mit verschiedenen Belägen abwandern, bis sie je vierzig Kilometer zurückgelegt hatten. Die Nazis wollten damit die Dauerhaftigkeit künstlicher Schuhsohlen prüfen, denn Leder war nicht mehr zu haben. Die wenigsten Häftlinge überlebten die Tortur länger als ein paar Wochen, zumal sie beim «Wandern» Schikanen der KZ-Schergen ausgeliefert waren. Andrack findet in diesem Kapitel die richtigen Worte, um die Vergangenheit verständlich zu machen.

Nicht ganz so gut gelingt ihm das in seinem letzten Kapitel, wo er sich der Gegenwart zuwendet. Er begleitet einen Flüchtlingstreck beim «Einwandern» von Österreich nach Deutschland. Hier kommt einem der Reporter Andrack als Voyeur vor, der pflichtschuldigst sein politisch korrektes Bekenntnis ablegt. Ganz im Sinn der Bundeskanzlerin Merkel, die ja die Flüchtlingskrise «Schritt für Schritt» bewältigen will – daher der Buchtitel.

Manuel Andrack: Schritt für Schritt.
Malik. 317 S., Fr. 28.90

Ereignisse

Du musst tun, was du willst

Was geschah zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der menschlichen Psyche? Der britische Autor John Higgs schlägt sich durchs Dickicht dieser «ziemlich wahnsinnigen» hundert Jahre. Von Markus Schär



Beunruhigende Träume.

Was zum Teufel geschah zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der menschlichen Psyche? John Higgs, BBC-Journalist, Biograf von LSD-Guru Timothy Leary und Produzent von Computerspielen, fragte sich dies, als er in der Londoner Tate Gallery von einer Ausstellung des Südsee-Romantikers Paul Gauguin in die Abteilung zur Kunst des 20. Jahrhunderts wechselte. Aus dem Garten Eden kam er in einen Raum mit «fremdartigen Landschaften» und «beunruhigenden Träumen»; er sah ein mit Nägeln gespicktes Bügeleisen von Man Ray, eine an die Wand gespiesste Dohle von Jannis Kounellis. Was führte zu diesem brutalen Bruch?

Um die Frage zu beantworten, hat Higgs ein hinreissendes Buch geschrieben. Was er bietet, drückt der Untertitel des englischen Originals aus: «Making Sense of the Twentieth Century». An Büchern zum 20. Jahrhundert, das weiss auch der Autor, herrscht kein Mangel. «Unser Problem liegt nicht darin, dass uns diese Zeit verborgen wäre», stellt er fest, «sondern dass wir zu viel über sie wissen.» Es gehe deshalb nicht darum, einmal mehr auf dem breiten, ausgetretenen Pfad durch das Jahrhundert zu schreiten, sondern darum, eine eigene Schneise durch das Dickicht der Historie zu schlagen.

Auch solche ebenso originelle wie faszinierende Geschichtsführer liegen bereits vor. Etwa vom niederländischen Journalisten Geert Mak,

der 1999 das europäische 20. Jahrhundert erkundete, indem er ein Jahr lang den Kontinent bereiste und jeden Tag an einem historischen Schauplatz eine Kolumne verfasste, was zum eindrucklichen Wälzer «In Europa» führte. Oder vom deutschen Historiker Philipp Blom, der das 20. Jahrhundert brillant abarbeitet, indem er jedem Jahr ein Thema zuordnet, wobei er jetzt nach «Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914» und «Die zerrissenen Jahre, 1918–1938» beim Zweiten Weltkrieg steht. John Higgs hält mit seinem Wurf mühelos auf diesem höchsten Niveau mit.

Erhellendes und Verblüffendes

Er geht die Aufgabe ähnlich an wie Blom. Er lässt sich also von den Themen leiten, vom Umbruch in der Physik über die Erfindung der Psychoanalyse, das Rennen im Weltraum und den Streit um das Wachstum bis hin zur Befreiung der Sexualität. Dabei hält er sich nicht stur an die Chronologie, sondern schweift locker durch die Jahrzehnte, mit Abstechern überallhin, wo sich Erhellendes und Verblüffendes erkunden lässt. «Es ist, wenn wir ehrlich sind, keine verlockende Reise», warnt der Autor in der Einleitung. Dann führt er das pure Gegenteil vor.

Auf dieser Reise folgt Higgs einer Leitlinie: Es gab im 20. Jahrhundert keine Leitlinie mehr, keine Grundlage, keinen Mittelpunkt der Welt – keinen *omphalos*, wie es die Griechen nannten. Der Anarchist, der 1894 mit einer Bombe das Observatorium in Greenwich mit dem Nullmeridian zerstören wollte, nahm also die Erkenntnisse von Einstein, Schrödinger und Heisenberg vorweg, die der Autor auch jenen spielerisch-eingängig erklärt, die im Physikunterricht stöhnten: Das 20. Jahrhundert verlor das Zentrum, von dem aus sich die Welt vermessen liess.

Das führt zur Antwort auf die Einstiegsfrage, was um 1900 mit der Psyche der Menschen geschehen sei: Sie mussten sich fortan, von ihrer Grundlage entwurzelt, einen eigenen Weg durchs Leben suchen, ob im Wettbewerb der Wirtschaft oder im Verhältnis der Geschlechter. Für alle galt, was der vom 20. Jahrhundert gegerbte Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards im Motto des Buches sagt: «Wir mussten tun, was wir wollten.»

John Higgs: Alles ist relativ und anything goes.
Insel. 379 S., Fr. 36.90

Grosse und kleine Geister

Ein lesenswertes Buch aus marxistischer Sicht: Konrad Farners Leben dokumentiert, wie viel Mühe das rechte wie das linke Schweizer Establishment im Umgang mit freien Geistern hatte. *Von Karl Lüönd*



Glanzstücke des kunsthistorischen Diskurses: Konrad Farner (1903–1974).

Gerhard Oberkofler (geb. 1941) ist eine auffällige Figur im universitären Leben Österreichs. Der Wissenschaftshistoriker hat sich nie geschämt, seine streng marxistische Überzeugung öffentlich zu bekennen, obgleich sie in seinem Umfeld alles andere als mehrheitsfähig war und ist. Denn Oberkofler wirkte als Wissenschaftler und Politiker (heute noch als Publizist) ausgerechnet im konservativ imprägnierten Milieu der Universität Innsbruck und des Landes Tirol. Während neunzehn Jahren leitete er das Innsbrucker Universitätsarchiv. Als Parteigänger und angesehener Wissenschaftler zugleich ist er der Figur nicht unähnlich, der er seine neueste Publikation widmet: dem marxistischen Schweizer Freigeist Konrad Farner.

Ausschreitungen vor der Haustür

Von Farner weiss man heute gerade noch, dass er 1956 von Ernst Bieri in der *Neuen Zürcher Zeitung* öffentlich als Kommunist angeprangert wurde. Am 13. November 1956, unmittelbar nach dem sowjetischen Einmarsch in Budapest, publizierte das Weltblatt die Thalwiler Privatadresse Farners und denunzierte ihn als «Chefideologen der Partei der Arbeit» und «unverbesserlichen Stalinisten». Fünf Tage später brachte der lokale Anzeiger ein Inserat, das zur Kontaktsperre aufrief und Ausschreitungen vor Farners Haustür zur Folge hatte.

Frau und Kinder wurden auf der Strasse angepöbelt, die Familie flüchtete vorübergehend ins Tessin.

Was bringt's, nach sechzig Jahren diese alte Geschichte aufzuwärmen? Das Buch beeindruckt zunächst mit einer Fülle von Quellen, zugleich ärgert es mit parteiischen Phrasen. Aber insgesamt vermittelt es auch dem am anderen politischen Ufer angesiedelten Leser wichtige Einsichten, vor allem darüber, wie die etablierten Kräfte zur Linken und zur Rechten mit unruhigen, frei schweifenden Geistern umgegangen sind und heute noch umgehen.

Der Zürcher Freisinn und die spiessige Mehrheit in der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA) handelten durchaus vergleichbar: durch Intrigen, öffentliche Anschwärtzung und immer wieder brutale Sanktion über den Brotkorb. Dieser Farner, ein eigentlicher Universalgelehrter, wäre eine Bereicherung für jeden universitären Lehrkörper gewesen. Doch er musste jedem Gelegenheitsjob nachlaufen und dennoch manchmal betteln. Man begegnet dieser Persönlichkeit in dem Buch mit Respekt, stellenweise mit Bewunderung, zugleich auch mit Unverständnis für den dogmatischen Furor des Parteisoldaten, der dem kreativen Geistesriesen immer wieder im Wege stand.

Auf 350 Seiten und mit 900 Fussnoten dokumentiert Oberkofler Farners Leben und Werk, beides voll von manchmal geradezu abenteuerlichen intellektuellen Querbezügen und internationalen Verbindungen weit über die kommunistischen Beziehungsnetze hinaus. «Ein konzentriertes Fachstudium hin zu einem späteren Broterwerb ist nicht erkennbar», sagt Oberkofler über die akademischen Anfänge. Während Farner, der einer alten Zür-

Farner, ein Universalgelehrter, wäre eine Bereicherung für jeden universitären Lehrkörper gewesen.

cher Familie entstammt, in Frankfurt, Köln und München «querbeet Kulturgeschichte, Archäologie, Literaturgeschichte, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte bis hin zur Philosophie studierte und sich ein Potpourri aus Wissen erwarb», verlor sein Vater das Familienvermögen durch Fehlspekulationen. Farner wurde Werkstudent, kellnerte in einer Bar und arbeitete als Hilfskraft in einem Frankfurter Theater. Seitdem begleitete ihn und später seine Familie äusserste Geldnot.

In beiden Lagern verdächtig

Vorträge, Publikationen und Schulungskurse (vor allem im Rahmen kommunistischer Parteiorganisationen) füllten Farners Tage aus. Neben widerlichen Ergebenheitsadressen, etwa an Stalin, stehen Glanzstücke des kunsthistorischen Diskurses, etwa über Gustave Doré, über den grossen Surrealisten Max von Moos, oder die kritische Auseinandersetzung mit dem jungen Hans Erni. Immer wieder überwand Farners intellektuelle Neugier ideologische Schranken. Er setzte sich ebenso intensiv mit dem Christentum auseinander wie mit den Grundlagen der chinesischen Kulturrevolution. Karl Marx und Jesus von Nazareth bezeichnete er gleicherweise als «Hoffnungsträger der Menschheit», womit er sich bei den Orthodoxen beider Lager verdächtig machte. Oberkofler ist so redlich, auch die vielen Anfeindungen zu dokumentieren, die Konrad Farner in den eigenen Reihen erfuhr. 1969, fünf Jahre vor seinem Tod, verliess er die Partei der Arbeit nach 46-jähriger Mitgliedschaft.

Diese Biografie ist ein wichtiger Beitrag zu einer noch weitgehend unerforschten Periode der jüngeren Schweizer Geschichte: der Konjunktur der kommunistischen Bewegung in der frühen Nachkriegszeit, als das Pendel vorübergehend stark nach links ausschlug. Es ist eines von den Büchern, die man nicht mögen muss, um sie zu schätzen.

Gerhard Oberkofler: Konrad Farner. Vom Denken und Handeln des Schweizer Marxisten. Studien-Verlag. 352 S., Fr. 48.90

Nur die Couch wird verschont

Armut ist kein Spass. Die amerikanische Provinz kann die Hölle sein. Beides zu schildern, ohne den dazu Verdamnten die Würde zu nehmen, ist eine Kunst, die Daniel Woodrell bestens beherrscht. *Von Sacha Verna*



Alltagsplausch in den Ozarks.

Sammy Barlach gehört zu jenen verkrachten Existenzen, deren Pech nur noch von ihrer Kaltschnäuzigkeit übertroffen wird. Das macht ihn zu einem glänzenden Ich-Erzähler und perfekt für einen Roman wie «Tomatenrot», der von nichts anderem handelt als vom existenziellen Verkrachen. Ort des Geschehens ist West Table, ein Nest im Süden Missouris. Sammy trifft dort auf so etwas wie eine Familie: Mama Bev Merridew, die sich mit billigem Wein, Zynismus und wechselnden Liebhabern bei Laune und über Wasser hält, die neunzehnjährige Jamalee, die zwischen rasender Wut auf die Menschheit, Träumen von einem besseren Leben und beides stimulierenden Pillen schwankt, sowie den siebzehnjährigen Jason, der schöner ist, als ihm guttut. In Sammy knospen Zugehörigkeitsgefühle. Dann verschwindet Jason. An einer Aufklärung ist niemand interessiert. So viel Aufhebens sind Leute wie Jason nicht wert. Also versuchen seine Nächsten selber herauszufinden, was passiert ist. Erwartungsgemäss mit desaströsen Folgen.

Daniel Woodrell ist der Barde des *white trash*. Er rekrutiert seine Figuren aus der weissen Unterschicht Amerikas und lässt sie in den Ozarks, einem zerklüfteten Hochplateau im Mittleren Westen, ihr Schicksal verfluchen. Häusliches Glück bedeutet in Woodrells bis jetzt zehn Romanen, jemanden zu finden, den man nicht

schon nach dem ersten gemeinsamen Rausch umbringen möchte. Enormes häusliches Glück heisst: Der Gerichtsvollzieher verschont die Couch. West Table ist ein fiktiver Ort, aber in seiner Trostlosigkeit ziffache Realität. Sammy und die Merridews könnten stereotype Sozialhilfeempfänger sein, würden sie noch Sozialhilfe empfangen. Was längst nicht mehr der Fall ist.

Verbaler Boogie-Woogie der Akteure

Es gibt immer mindestens einen unnatürlichen Tod bei Daniel Woodrell und jede Menge Fragen. Doch wie in den meisten Neo-Noirs sind die Rätsel auch hier nebensächlich und ist Gerechtigkeit ein schlechter Witz. In «Tomatenrot» besteht die Welt nicht aus Gut und Böse, sondern aus Mitgliedern des Country-Clubs und Sammy. Sammy und seinesgleichen. Dass das Gesetz lieber Golf spielt, als sich um die Hinweise von seinesgleichen zu kümmern, ist klar. Dass Jason für eine Papiertüte voller Kleingeld vergessen werden wird, nehmen Gesetz und Golfspieler an. Zu Recht, wie sich herausstellt. Aber für Sammy beginnt die Tragödie damit erst richtig.

Zum Glück ist «Tomatenrot» an diesem Punkt bereits zu Ende. Daniel Woodrell weiss, dass man beim Schwarzmalen nicht zu dick auftragen darf. Tatsächlich ist dieser Roman nämlich saukomisch. Das liegt an den Dialogen. Diese Prosa lebt vom verbalen Boogie-Woogie der Akteure. Deren Bissigkeiten klingen zwar manchmal mehr nach einem Klasse Script aus Hollywood als nach einem Alltagsplausch in den Ozarks. Aber das ist egal. Authentizität wird ohnehin überschätzt. Hinzu kommt Woodrells Fähigkeit, knapp und bilderstark zugleich zu erzählen. Ein Teich macht «spuckende Geräusche wie ein Baby, das keinen Karottenbrei mag». Ein Lippenstift ist «irgendwie pink, aber über das übliche Pink hinaus, mit mehr Wumms, wie ein Pink, das seit Mittag Gin getrunken hat».

Armut ist kein Spass. Die amerikanische Provinz kann die Hölle sein. Beides zu schildern, ohne den dazu Verdamnten die Würde zu nehmen, ist eine Kunst. Woodrell beherrscht sie. Seinem Roman hat er ein Zitat des ehemaligen Baseballstars Dennis «Oil Can» Boyd vorangestellt: «Es ist nicht alles eitel Sonnenschein. Aber das habe ich noch nicht gelernt.» Nach einer Lektion von Daniel Woodrell ist man gerne bereit, den Mond anzuheulen.

Daniel Woodrell: Tomatenrot. Liebeskind. 222 S., Fr. 27.90

Berüchtigt

Wenn alle hässlich sind, wie schön ist dann der Schönste unter ihnen? *Von Max Wey*

Laut, lauter, am lautesten. Wer leise Töne anschlägt, wird nicht gehört. Und so trommeln sie, die Politiker, sie schreien, die Talkshow-Teilnehmer, und die Werber hauen uns die Superlative um die Ohren. Wer ist der Grösste, wer ist die Schönste? Aber Superlative können trügerisch sein. Wenn alle hässlich sind, wie schön ist dann der Schönste oder die Schönste unter ihnen? Auch die Hässlichsten wissen den Superlativ auf ihrer Seite.

Man hüte sich vor zu vielen Superlativen, schnell tönen sie unglaubwürdig, abgedroschen. Journalisten wissen das, und doch können sie nicht ganz darauf verzichten. Der «berüchtigtste Kriminaltourist der Schweiz» sei der Polizei ins Netz gegangen, schrieb der *Blick*. Die *Süddeutsche Zeitung* nannte Seselj einen «der berüchtigtsten mutmasslichen Kriegsverbrecher» der Jugoslawienkriege. Aber da fehlt doch was. Das zweite Partizip vom alten Verb «berüchtigen» heisst berüchtigt. Komparativ: berüchtigtster, Superlativ: am berüchtigtsten. Ja, Tonner und Toria, ein t fehlt, und es fehlt ziemlich häufig. Man kann es nicht so gut aussprechen? Nein, das kann man nicht.

Dies vermag uns in keinster Weise die gute Laune zu verderben. Ach, und schon stolpern wir über den nächsten Superlativ. «Kein» ist nicht steigerbar. Die Wendung «in keinster Weise» ist aber ausgesprochen beliebt, und – so scheint es – sie wird immer beliebter. Der Stil-Duden bezeichnet sie als umgangssprachlich, Duden online fügt noch ein «scherzhaft» hinzu. Stimmt das, dann wimmelt es in den Zeitungen von Scherzkeksen. «War es nicht er, der [...] in keinster Weise die lokale Sprache beherrschte [...]» (*St. Galler Tagblatt*)? «Damit wolle er in keinster Weise das Verhalten der Vermummten schönreden [...]» (*Basler Zeitung*). «Die Gesamtweltcupsiegerin liess sich dadurch aber in keinster Weise beirren» (Srf.ch).

«In keinster Weise» hat sich eingenistet in den Zeitungsspalten. Ich wage die Prognose (Prognosen sind meistens falsch, ein Fünkchen Hoffnung bleibt also): Der Duden wird «umgangssprachlich» und «scherzhaft» bald streichen können. Bis dahin wollen wir aber Widerstand leisten und statt «in keinster Weise» «in keiner Weise» schreiben oder «überhaupt nicht» oder «gar nicht».

Sportjournalisten sind es offenbar, die «in keinster Weise» am öftesten benutzen; «am öftesten» gilt als korrekt gebildeter Superlativ. Man findet ihn bei Thomas Mann und Musil. Trotzdem schöner: am häufigsten.

Top 10

Knorr's Liste

1	A Hologram for the King	★★★★★
	Regie: Tom Tykwer	
2	Room	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
3	The First Avenger: Civil War	★★★★☆
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
4	Batman v Superman	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
5	Kollektivet	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
6	The Jungle Book	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
7	Zootopia	★★★★☆
	Regie: B. Howard/R. Moore/J. Bush	
8	Spotlight	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
9	Belgica	★★★★☆
	Regie: Felix Van Groeningen	
10	Triple 9	★★★☆☆
	Regie: John Hillcoat	

Kinozuschauer

1(-)	Captain America: Civil War (3-D)	40601
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
2(1)	The Jungle Book (3-D)	16624
	Regie: Jon Favreau	
3(2)	How to Be Single	9556
	Regie: Christian Ditter	
4(-)	A Hologram for the King	7160
	Regie: Tom Tykwer	
5(3)	Zootopia	6970
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
6(4)	The Boss	5067
	Regie: Ben Falcone	
7(6)	Kung Fu Panda 3 (3-D)	3756
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	
8(5)	Gods of Egypt (3-D)	3271
	Regie: Alex Proyas	
9(7)	Une famille à louer	2608
	Regie: Jean-Pierre Améris	
10(-)	Tinou	2498
	Regie: Res Balzli	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1(-)	Star Wars – Das Erwachen ... (Disney)
2(1)	Heidi (Impuls)
3(4)	Die Tribute von Panem (Impuls)
4(2)	Er ist wieder da (Rainbow)
5(3)	Schellen-Ursli (Frenetic)
6(-)	Legend (Impuls)
7(6)	Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)
8(8)	007 Spectre (Fox)
9(5)	Burnt – Im Rausch der Sterne (Ascot Elite)
10(9)	Arlo & Spot (Disney)

Quelle: Media Control



Wilde Nächte: Elder (l.), Armando.

Kino

Bourgeois und Strassenbengel

Der lateinamerikanische Psycho-Thriller «Los amantes de Caracas» dringt in die Abgründe sexueller Neurosen.

Von Wolfram Knorr

Dem Jurypräsidenten der letztjährigen Filmfestspiele von Venedig, dem mexikanischen Regisseur Alfonso Cuarón («Gravity»), wurde mit der Verleihung des Goldenen Löwen an den venezolanischen Spielfilmerstling «Los amantes de Caracas» – oder «Desde allá» oder auch «Caracas, eine Liebe» – von Lorenzo Vigas Parteilichkeit vorgeworfen. Zwar hätten er und die Jury ein Zeichen setzen wollen, um dem Westen zu demonstrieren, wie es um die Rechte der Homosexuellen in Lateinamerika stehe, nämlich zappenduster, aber so recht fand die internationale Kritik an dem Entscheid keinen Gefallen. Dabei dringt «Los amantes de Caracas» boshaft in die Abgründe verquerer sexueller Neurosen.

Armando (Alfredo Castro), auf den ersten Blick ein soignierter Herr mittleren Alters, der als Zahntechniker ein kleines Vermögen verdient hat, verbirgt hinter seinem verkniffenen Gesicht ein Geheimnis. Man erfährt bis zum bitteren Ende nicht, ob er den verklemmt homoerotischen Trieb auslebt, weil er von seinem Vater misshandelt wurde, oder nicht: Aus den Armenvierteln von Caracas pflückt er sich junge Kerle, lotst sie gegen Geld in seine Wohnung, um sich nur beim Anblick ihrer nackten Rückenpartien selbst zu befriedigen. Als er dem Strassenbengel Elder (Luis Silva), einem vor Testosteron aggressiv walzenden und balzenden Macho, folgt und ihn für eine erkleckliche Summe gleichfalls nach

Hause lockt, wird er von Elder kurzerhand niedergeschlagen. Mit «Schwuchtel» will er nichts zu tun haben, klagt aber Armando Bares und Börse und haut ab.

Grantig und rüde, als wollte er ständig die Welt herausfordern, immer fiebrig überhitzt mit aufgeworfenen Lippen, sucht er wieder den Kontakt mit Armando. Er braucht Geld, weil er seinem Chef eine schrottreife Kiste abkaufen will. Armando zahlt, lädt den provokanten Zornnickel wieder ein, wehrt ihn aber ab, als Elder sich «kenntlich» zeigen will. Das irritierende Verhalten seines Gönners weckt Elders Neugierde, und so erfährt er von dessen Vater-Hass. Die emotionale Zuneigung (und Abhängigkeit) wird so stark, dass Elder anbietet, den Papa für ihn zu töten. Armandos Antwort ist Schweigen. Als Elder ihm laut und draufzu später die Patronenhülsen auf den Tisch knallt («Es war ganz einfach»), scheint sich Armando befreit zu haben, und es kommt zu einer wilden Nacht mit Elder. Darauf folgt der Verrat.

Lorenzo Vigas, der auch die Story schrieb, löst nichts auf, erklärt nichts. So könnte man meinen, Armando habe von Anfang an geplant, einen Strassenjungen emotional so eng an sich zu binden, bis dieser für ihn erledigt, wozu er selbst nie fähig wäre und er habe sich anschliessend von Elders nächtlicher Geilheit gedemütigt gefühlt und ihn deshalb ans Messer gelier-

fert – aus Hass auf Elders Homosexualität? Wie auch immer. Der Film entfaltet – mit etwas zu penetranter, auch symbolischer Unschärfe in den Bildern – seine Faszination einzig und alleine aus dem nebulösen, aber höchst intensiven Verhältnis zwischen Armando und Elder und dem ungeschönten Blick auf ein Caracas, das selten auf der Leinwand zu sehen ist. ★★★★★

Weitere Premieren

Ein Mann namens Ove — Er ist umzingelt von Idioten. Wo er auch hinblickt, wer auch immer mit ihm ins Gespräch kommt: Idioten. Kein Wunder, dass die Nachbarschaft den 60-jährigen Griesgram Ove für, im besten Fall, reichlich skurril hält. Der Pedant und Miesepeter will sowieso Schluss machen, seit seine geliebte Frau gestorben ist. Er will ihr folgen und versucht, sich immer wieder aufzuknüpfen, doch jedes Mal stören ihn Nachbarn, diese Idioten. Nach dem gleichnamigen schwedischen Bestseller von Frederik Backman drehte Hannes Holm die Tragikomödie, die prima grotesk beginnt, aber zusehends zu einer schnuckeligen Moritat verflacht, mit rührseligen Rückblenden und Andeutungen, dass Oves Sauer-töpferei reiner Schutz sei, Fassade, um seine tiefe Trauer zu verbergen. Auch ist er ein sehr liberaler Mensch, freundet sich mit einer Iranerin an und einem Homosexuellen. Mit anderen



Arg putzig: «Ein Mann namens Ove».

Fragen Sie Knorr

Kürzlich hab ich was gelesen über sogenannte Screening Rooms, die das Kino überflüssig machen sollen. Ein Scherz – oder ist da was Wahres dran? Haben Sie mehr Infos? W. C., Herzogenbuchsee

Beim diesjährigen Cinemacon, dem Branchentreffen der Kinobetreiber in Las Vegas, war das das grosse Thema. Offenbar gibt es tatsächlich eine Internetfirma (an



der auch Steven Spielberg beteiligt sein soll), die mit einem High-Definition-System die jeweils angesagten Filme in die heimischen Wohnstuben strea-

men will. Noch ist das ziemlich Theorie und unausgegoren, aber erregt schon die Gemüter der Kinobetreiber. Die Firma, die das System entwickelt, beteuert, nicht gegen die Kinos zu sein und sie abschaffen zu wollen, sondern ihre Attraktivität wieder zu heben. Denn die Internetgeneration gehe immer weniger ins Kino. Die Anschaffung des Systems werde ausserdem sehr teuer, und jeder Film werde um die fünfzig Dollar kosten. ★★★★★



Man reibt sich die Augen: «Das Leben drehen».

Das Leben drehen — Die SRG, die den Film mitproduzierte, preist das Produkt als «philosophischen Dokumentarfilm», worauf man sich verwundert die Augen reibt. Philosophisch? Was um Himmels willen ist an einem astreinen Amateur-Familienfilm philosophisch? Da hat Eva Vitija altes Material von ihrem Vater, der unentwegt die Familie filmte, zusammengestellt und daraus einen Film gemacht, von dem sie meint, die geneigte Öffentlichkeit werde das brennend interessieren. Dabei geht der Blick nie über den Tellerrand der Familie hinaus. Wenn sie wenigstens einen Ausblick gewagt hätte, ausgehend von der grassierenden Manie der Familienfilmerei, um ihr Werk in einen sozialen Kontext zu stellen. Rätselhaft, dass ein solches Projekt auch noch finanziell gefördert wird. Philosophisch am Film ist allerhöchstens, dass die Familien-Sumserie und -Kurbelei die Existenz einer Art von leibnizscher Monade bestätigt und zeigt. ★★★★★

men will. Noch ist das ziemlich Theorie und unausgegoren, aber erregt schon die Gemüter der Kinobetreiber. Die Firma, die das System entwickelt, beteuert, nicht gegen die Kinos zu sein und sie abschaffen zu wollen, sondern ihre Attraktivität wieder zu heben. Denn die Internetgeneration gehe immer weniger ins Kino. Die Anschaffung des Systems werde ausserdem sehr teuer, und jeder Film werde um die fünfzig Dollar kosten.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Ein Sänger auf Messers Schneide

Von Peter Rüedi

Jazzsänger sind eine rare Spezies. Ungeachtet des Geschlechts, aber in der männlichen Version noch seltener als in der weiblichen. Ich meine *hard-core jazz singers* und nicht das, was Jon Hendricks, einer von dieser Sorte, «Chantoussies» nannte. Sie leben im Spagat. Ihr Material stammt in aller Regel aus dem Fundus der Popmusik älteren oder neueren Datums, aber ihr Ziel ist die direkte, raue, emotionsgeladene, «instrumental» befreite Intonation, und die ist in den allermeisten Fällen, abgesehen von Ausnahmen wie Frank Sinatra, Tony Bennett oder Ella Fitzgerald (sie bestätigen nur die Regel), nicht mehrheitsfähig. Der Jazzsänger taugt nicht zum Star. Sonst wäre ein so umwerfender Song-Stilist wie der Brite Ian Shaw auch hierzulande längst eine Grösse. Allein, kaum Jazzenthusiasten kennen ihn, geschweige denn allgemeinere Musikliebhaber. Dem abzuhelfen, kommt Shaws mal explosives, mal emotional bewegendes neues Album gerade recht. Es heisst «The Theory of Joy», ist dem unlängst verstorbenen Altmeister des modernen Jazzgesangs, Mark Murphy, gewidmet. Von dem stammt auch das Motto der CD, das auf Shaw zutrifft wie auf keinen sonst: «Man sagt, ich sei einer, der Risiken eingeht. Ich bin auf Messers Schneide. Aber das muss so sein. Es ist der einzige Ort, der nicht überfüllt ist.» Ian Shaw hat eine hochkarätige Power-Rhythmusgruppe im Rücken und sonst gar nichts: Barry Green am Piano, Mick Hutton am Bass und David Ohm am Schlagzeug. Er, der nicht nur ein begnadeter *jazz singer* in der Nachfolge der unbändigen Betty Carter ist, sondern bei anderer Gelegenheit auch selbst ein toller Pianist und ein grossartiger Entertainer, präsentiert hier einen superben Mix von eigenen Kompositionen (die eindrucklichste eine mit dem Titel «My Brother», von seinem eigenen früh verstorbenen Bruder ebenso inspiriert wie von seinem Engagement vor Ort für Flüchtlinge im Camp von Calais) und Titeln aus dem Pop-Repertoire – der grandioseste ist David Bowies «Where Are We Now?»: dunkel, intensiv, vibrierend, krud. Herausreissend wie die ganze CD.



Ian Shaw: The Theory of Joy.
Jazz Village 550001

Last Tango im «Digi»

Das legendäre Zürcher Nachtlokal «Diagonal» ist Geschichte; neue Kurzgeschichten aus dem Justizmilieu. Von *Hildegard Schwaninger*



Um Mitternacht ging es richtig los: Maeder, Roulet, Bruderer im «Diagonal».

Der Klub «Diagonal» neben dem Hotel «Baur au Lac» in Zürich war das ausgehendste Eldorado ganzer Generationen. 1972 gegründet und nur für Mitglieder geöffnet (die Türsteher waren strikt), war es der Klub der Happy Few. Reich, schön oder wenigstens unterhaltsam musste sein, wer im «Diagonal» feiern und tanzen wollte. Jetzt wird der Klub für immer geschlossen. Die Villa Rosau wird umgebaut, das «Diagonal» wird zur Küche des Clubs «Baur au Lac».

Vor dem endgültigen Aus wurde ein letztes Mal gefeiert. Nico Maeder und Patrik Bruderer, die den Klub in den letzten Jahren geführt haben, konnten hier ein letztes Mal gross Kasse machen, der Champagner floss in Strömen und der Barman kam kaum nach mit dem Mixen von Drinks. So gut wie am letzten Abend



Blumenstrauss: Kiki Maeder, Gatte Mark Strähl.

lief es hier schon lange nicht mehr. Die Nachtclubszene hat sich verlagert, in die neuen Ausgehviertel mit ihren schummrigen Bars, wo Nachtschwärmer mit Bierflaschen in der Hand herumstehen und den anderen beim Tanzen zuschauen. Das «Diagonal» war in letzter Zeit nur noch an Wochenenden oder für spezielle Anlässe geöffnet.

Charles Roulet, Besitzer der Villa Rosau (ein Cousin von «Baur au Lac»-Besitzer Andrea Kracht), liess sich den letzten Abend im «Digi» (so hiess der Klub für Insider) nicht entgehen und erschien gegen Mitternacht mit Freunden. Charismatisch und ganz Paterfamilias trat Weinhändler Reto Vergani (Familienbetrieb seit 1892) mit Ehefrau, Sohn Gianni Vergani und Gefolge auf. Man feierte das Zehn-Jahr-Jubiläum einer Mitarbeiterin. Im Gedränge erkannte man die Nationalräte Mauro Tuena und Thomas Aeschi.

Erst um Mitternacht ging es richtig los. Da standen die Leute noch vor dem Eingang Schlange. Moderatorin und Schauspielerin Kiki Maeder, die Schwester von Gastgeber Nico Maeder, erschien mit einem grossen Blumenstrauss und Ehemann Mark Strähl. Die Partyvögel bevölkerten die Bar oder sassen um die kleinen Tische, man liess die Chivas-Regalflasche kreisen, auf der Tanzfläche wurde es eng und heiss, aufregende Frauen und schöne Männer waren da. Die Welt und das Nacht-

leben haben sich radikal verändert, seit das «Diagonal» seine Tore öffnete. Charles Roulet fand einen Werbeflyer aus dem Jahr 1980. Da stand: «Bei uns können Sie bis Mitternacht tanzen.»

Nico Maeder und Patrik Bruderer bleiben im Nachtclub-Business. Die beiden Enddreissiger (beide sind kürzlich erstmals Vater geworden), erfolgreich als Gastro-Unternehmer («Bäregasse», «Atelier», «Blaue Ente» etc.) unterwegs, organisieren weiterhin Partys: im «Dolder Grand» und – neu – im «Chedi» in Andermatt.

Der Zürcher Rechtsanwalt Hans Baumgartner schreibt unter dem Pseudonym Melchior Werdenberg Kurzgeschichten. Jetzt veröffentlichte er im Elster-Verlag sein drittes Buch, «Halbwelten», und stellte es bei einer Lesung im Restaurant «Zum weissen Kreuz» an der Rössligasse in Zürich vor. Das winzige Lokal, berühmt für sein hervorragendes Essen (lokale Küche), war bis auf den letzten Platz besetzt. Wirt ist der ehemalige Banker Roberto Petrucci, seit 37 Jahren kellnert hier die treue Seele Blanche Inderbitzin. Das Lokal, in dem Bilder dicht an den Wänden hängen, ist Kult. Blanche kam kaum durch beim Servieren, kunstvoll balancierte sie den Nüsslisalat mit Ei und die Spaghetti mit Gehacktem an die Tische, wo viele Anwälte sassen. Und: Banker Otto Bruderer (Ex-Wegelin), Schriftsteller Sil-



Lesung: Gottet, Blanche, Baumgartner, Smitran.

vio Blatter, Kunsthändler Claudius Ochsner. Schauspieler Midi Gottet las Werdenbergs humorig-blutige Geschichten aus dem Zürcher Kriminal- und Justizmilieu, Vermögensverwalter Gilbert Huber moderierte, Goran Smitran spielte Akkordeon, es war ein gelungener, inspirierender Abend. Wer wollte, konnte das Buch, zusammen mit einem T-Shirt, für 40 Franken erwerben. Jetzt wird «Halbwelten» ins Russische übersetzt. Von Boris Chermoskov, der auch Grass und Dürrenmatt übersetzt hat. Werdenberg will mit seinen Storys den Wilden Osten erobern: Die nächste Lesung plant er im September in Moskau.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Steiniger Weg

Franziska Ferber, 37, berät Paare auf dem steinigen Weg zum Wunschkind und solche, die sich von ihrem grössten Wunsch verabschieden müssen. Teil 1



Auf und ab: Paarberaterin Ferber.

Mangelndes Bewusstsein: Die meisten Menschen haben die Erwartung, dass ein frisch verheiratetes Paar sich Kinder wünscht. Und wir gehen deshalb fast automatisch davon aus, dass das Paar – wenn sich die Schwangerschaft nicht einstellt – keine Kinder will. Wir unterstellen dann vorschnell Egoismus, der ja nicht positiv besetzt ist. Weil niemand sagt, dass er sich Kinder gewünscht hat, aber keine bekommen konnte, ist das Bewusstsein für die bis zu sechs Millionen Paare, die allein in Deutschland Probleme haben, Kinder zu bekommen, nicht vorhanden.

Tabuthema: Meine Freundin sagte vor vielen Jahren zu mir, ich sei die Erste gewesen, die dieses Thema offengelegt und damit ihr Denken verändert habe. Wir lernen in der Schule, wie man verhütet – nicht, dass sehr viele Paare keine Kinder bekommen können. Das Bewusstsein dafür zu schaffen, ist eines meiner wichtigsten Ziele – auch, damit es die Betroffenen leichter haben und sich nicht Vorverurteilungen ausgesetzt sehen, zu denen sie emotional bedingt Stellung beziehen müssen. Deshalb habe ich ein Buch über meine Geschichte geschrieben, es erscheint im Juni.

Illusionen: Wir leben in Zeiten der Möglichkeiten – alles scheint machbar, wenn man sich nur genug anstrengt und die Vielfalt der Optionen für sich zu nutzen weiss. Beim Thema Kinder-

wunsch resultiert daraus kein Gefühl der Freiheit und des Glücks – sondern oftmals eine Überforderung und eine tiefe Unzufriedenheit.

Moderne Wunder: Die Entscheidungen zu den Fragen «Wie weit gehe ich für mein Wunschkind?» und «Was kann ich ethisch verantworten?» sind individuell und hängen von Werten und finanziellen Möglichkeiten, aber auch von der Leidenschaft ab. Wichtig ist auch, zu wissen: Wer sich gegen eine Option entscheidet, muss lernen, damit umzugehen, dass es auch Momente gibt, in denen man hadert, weil man nicht weiss, ob nicht diese eine weitere Möglichkeit vielleicht doch dazu beigetragen hätte, das ersehnte Wunschkind zu bekommen.

Abschied: Wer sich, aus welchen Gründen auch immer, endgültig vom sehnlichen Wunsch verabschieden muss, ein Kind zu bekommen, wird meist mit einer breiten Palette von schmerzhaften Gefühlen zu kämpfen haben, die den Prozess des Akzeptierens erschweren. Es gilt auch, persönliche Antworten zu finden auf die Fragen «Wie fülle ich mein Leben mit Sinn?» und «Wie kann ich auch ohne Kind glücklich werden?».

Langer Prozess: Einen Schlusstrich zu ziehen, wenn nicht alles, wirklich alles, getan wurde, ist eine Herausforderung, für die wir in der Regel keine Verhaltensmuster erlernt haben. Die Grenze zu erkennen, fiel auch mir sehr schwer. Ich hatte Jahre meines Lebens in den Wunsch gesteckt, schwanger zu werden. Leider vergeblich. Wenn man merkt, dass Trauer und Hoffnungslosigkeit im Leben überhandnehmen und man sich kaum noch an Momente der Freude und Leichtigkeit erinnert, darf man sich aus meiner Sicht schon fragen, wie lange die Qual noch anhalten soll und welchen Preis man bereit ist, für den Traum vom Kind emotional zu zahlen. Der erste Schritt ist auf diesem Weg sicher der wichtigste und bedeutet die Akzeptanz. Es ist aber auch wichtig, zu wissen, dass ein langer Weg des Auf und Abs und des Lernens und der Veränderung bevorsteht. Das Leben kann nach einer langen Phase der Trauer auch ohne Kind wieder eine hohe Qualität gewinnen, wie ich aus eigener Erfahrung sagen darf.

Franziska Ferber: Unsere Glückszahl ist die Zwei. Eden Books. 240 S., Fr. 21.90
www.kindersehnsucht.de
Protokoll: Franziska K. Müller

Politisch inkorrekt

Von Andreas Thiel — Donald Trump hat uns alle befreit.

Journalist: Willkommen an der Messe für Political Incorrectness. Am Eingang stehen Aktivisten der Sterbehilfeorganisation Dignitas. Was tun Sie hier?
Sterbehelfer: Wir machen eine Umfrage. Wir suchen für unsere Kunden einen Witz, der zum Totlachen ist.

Journalist: Oh, und hier kommen Vertreter von Swisstransplant. Suchen Sie neue Mitglieder?

Organspender: Nein, wir suchen alte Mitglieder, die am Eröffnungspapéro waren, um sie einem Alkoholtest zu unterziehen. Ab einem Blutalkoholwert von fünf Promille wird ihnen der Organspenderausweis entzogen.

Journalist: Gleich nebenan ist der Stand einer Fair-Trade-Organisation. Wir fragen mal die hübsche Hostesse, was hier geboten wird.

Hostesse: Wir bieten Fair-Trade-Organe aus der Dritten Welt.

Journalist: Max-Havelaar-Nieren?

Hostesse: Ja, von glücklichen Spendern.

Journalist: Und dieser Stand verkauft Diktatorenpuppen. Wozu?

Verkäuferin: Seit die Kinder nicht mehr Krieg spielen dürfen, spielen sie Unterdrückung.

Journalist: Am Stand der Geschichtsrevisionisten wird heftig diskutiert. Sind sie Holocaust-Leugner?

Geschichtsrevisionist: Nein, Morgarten-Leugner.

Journalist: Wieso steht hier eine Büste von Recep Tayyip Erdogan?

Uhrmacher: Das ist eine Uhr.

Journalist: Ich sehe das Zifferblatt auf dem Sockel, aber warum ist da Erdogans Kopf oben drauf?

Uhrmacher: Es ist eine Kuckucksuhr. Alle 15 Minuten öffnet sich das Türchen, und dann schaut der Vogel raus.

Journalist: Und hier haben wir nun den Direktor der Messe für Political Incorrectness. Zur Eröffnung schaute sogar Simonetta Sommaruga vorbei. Hielt sie eine kurze Eröffnungsansprache?

Direktor: Nein, sie hielt nur für eine kurze Pinkelpause.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Im Namen des Herrn

Von Peter Rüedi



Sind wir noch eine christliche Gesellschaft? Die schwindende Zahl praktizierender Katholiken und Protestanten könnte nahelegen, die Präambel unserer Bundesverfassung («Im Namen Gottes des Allmächtigen») zu überdenken. Allein, aus dem Schrumpfen der ihre Konfession praktizierenden Schweizer Gläubigen eine Marginalisierung unserer christlichen Kultur zu folgern, wäre ein Kurzschluss. Ein Beispiel: Wer Hochdeutsch schreibt, und sei er sonst der rabiateste Agnostiker, ist insofern ein protestantischer Schriftsteller, als seine Sprache, das Hochdeutsche, ohne Luthers Bibelübersetzung nicht denkbar ist. Ein anderes Exempel ist der Wein. Zu den grossen Leistungen der mittelalterlichen Klosterkultur gehört, dass sie die Brücke schlug zwischen den antiken Traditionen und der Neuzeit. Ohne den Weinbau der Mönche wäre unsere heutige Weinlandschaft eine andere (oder gar nicht). Wer, wie geschichts- und gottvergessen er sonst sein mag, eine Flasche entkorkt, steht, ob er will oder nicht, in einer christlichen Tradition. Erst recht und im engeren Sinn, wenn die Etikette einen Wein der Prieuré Saint-Jean de Bébian verspricht, das Produkt eines der ältesten Weingüter im südfranzösischen Languedoc. Das Anwesen von 32 Hektaren liegt in Pézenas, rund zwanzig Kilometer nordöstlich von Béziers. Der Name geht auf einen Römer namens Bebianus zurück, nach dem Zusammenbruch Westroms übernahmen Zisterzienser die Ländereien, die Gründung der Prieuré Saint Jean ist 1152 belegt. In den 1950ern und 1960ern kaufte der visionäre Alain Roux Grenache von Château Rayas, Syrah von Chave (Hermitage) und Mourvèdre von der Domaine Tempier (Bandol). Diese Reben finden sich noch heute in der Cuvée des «Bébian», den heute die Australierin Karen Turner komponiert. Ein bisschen Alkohol müssen wir schon aushalten. Aber der ist wunderbar eingebunden in eine opulente Aromatik (dunkle Früchte, etwas Lakritze, ein Hauch Leder); diskretes Holz, gute Säure. Eleganz und Klarheit, schöne Tiefe und Länge. Mehr Klasse, als der Preis vermuten lässt.

Prieuré Saint-Jean de Bébian, Pézenas, Languedoc 2010. 14,5%. Gazzar, Ecublens. Fr. 23.70. www.gazzar-weine.ch

Die Königin der Steaks

Die Bistecca fiorentina gehört zu den besten Fleischstücken für den Grill. Es braucht wenig Zutaten, aber Temperaturkontrolle. Von David Schnapp



Gross, dick, geschmackvoll: Bistecca fiorentina vom Chianina-Rind.

Als ich letzte Woche die weite, frühlingshafte Ebene der Emilia-Romagna besuchte (s. «Auto» nebenan), fragte ich einen ortskundigen Italiener nach einem guten Lebensmittelgeschäft. Der Mann fuhr mit mir in der Nähe von Bologna über halbbefestigte Strassen zu einem nüchtern wirkenden Anwesen im Ort Castellarano, Via Barcaroli 12, das sich als kleines Feinschmeckerparadies entpuppte: alter Balsamico aus Modena, runde, schwarz-violette Auberginen, 64 Monate gereifter Parmesan und: Bistecca fiorentina vom Chianina-Rind.

Dieses Stück Fleisch ist die Königin der Steaks. Die Amerikaner kennen es als Porterhouse oder T-Bone – wegen des T-förmigen Knochens, der ein kleines Filetstück vom Roastbeef-Teil auf der anderen Seite trennt. Es ist das perfekte Stück für den Grill, weil es gross und dick ist und natürlich äusserst geschmackvoll. Gross und dick mit Fett und Knochen lässt sich einfacher grillieren als klein, dünn und mager.

Für die Zubereitung braucht es nicht viel, aber es empfiehlt sich, ein Thermometer zu verwenden, um die Garstufe im Griff zu haben:

- 1 — Fleisch zwei Stunden vor Verwendung aus dem Kühlschrank nehmen, mit kaltem Wasser abspülen, mit Küchenpapier trockentupfen.
- 2 — Einen Holzkohlegrill auf etwa 300 Grad aufheizen, wenn möglich eine zweite, tiefere Temperaturzone einrichten. Das Fleisch kann

auch in einer eisernen Bratpfanne und im Ofen (vorheizen auf 150 Grad) gegart werden.

3 — Bistecca mit etwas Olivenöl einreiben und leicht salzen. Ich gebe noch etwas von der geheimen Mischung «Pepe Valle Maggia» aus dem Tessin dazu, die aus Pfeffer, Gewürzen, Weisswein und Grappa besteht und sich auch bei hohen Temperaturen gut macht.

4 — Steak bei hoher Hitze auf jeder Seite zwei Minuten grillieren, dabei nur einmal wenden.

5 — Fleisch herausnehmen, die Temperatur im Grill abfallen lassen (maximal 200 Grad). Ein Fleischthermometer in Bistecca stecken und diese zurück auf den Rost legen, bis sie eine Kerntemperatur von 52 Grad hat. Herausnehmen, auf eine vorgewärmte Platte legen und mit Alufolie locker zugedeckt in einem Ofen oder einer Wärmeschublade (60 Grad) ziehen lassen, bis die Kerntemperatur 54 bis 56 Grad beträgt. Dann ist die Garstufe *medium-rare* bis *medium* erreicht. Für die Temperaturkontrolle empfehle ich den «iGrill». Er kombiniert einen Temperaturfühler mit einem Bluetooth-Sender und einer Handy-App, auf der überwacht werden kann, wie sich die Hitze im Innern des Steaks entwickelt.

6 — Etwas Schnittlauch und glatte Petersilie fein hacken, das Fleisch tranchieren, auf einer Schnittseite mit etwas Fleur de Sel bestreuen und eine der gebräunten Flächen in der Kräutermischung wenden.



Auto

Leichter, schneller, härter

Der Lamborghini Aventador ist in jeder Hinsicht kompromisslos, besonders als Modell Superveloce. *Von David Schnapp*

Sant'Agata Bolognese, Freitag, 9.10 Uhr: Am Hauptsitz des Sportwagenherstellers Lamborghini tigere ich vor dem Eingang herum und warte – auf meinen Testwagen, einen Aventador SV. «Superveloce», auf Deutsch also «extrem schnell», lautet die ebenso leicht verständliche wie vielversprechende Bezeichnung dieses Autos, dessen Kompromisslosigkeit sich kaum jemand entziehen kann. Und dann ist er da, einen Meter hoch, zwei Meter breit, mattgrau

lackiert, mit einem Heckspoiler aus Kohlefaser, gross wie die Festbank an einem eidgenössischen Schwingfest. Ein Ereignis auf Rädern, scharf, provokant und sehr präsent.

Es ist nicht mein erster Aventador, aber die Hände sind trotzdem etwas feucht, als sie das kleine Lenkrad aus Alcantara und Leder zu fassen bekommen. Dieses Auto fordert Aufmerksamkeit, vom Fahrer ebenso wie vom unbeteiligten Zuschauer. Der SV ist nicht bloss ein auf 600 Exemplare limitiertes Sondermodell. Für den Superlambo wurde die Leistung des V12-Saugmotors mit 6,5 Litern Hubraum von 700 auf 750 PS gesteigert. Von 0 auf 100 km/h vergehen noch 2,8 Sekunden. Karbonbauteile, weniger Dämmung und eine entschlackte Abgasanlage sparen knapp 50 Kilogramm Gewicht. Neu ist die elektromechanische Dynamiklenkung, die abhängig von Einstellung und Geschwindigkeit reagiert, was sehr effektiv ist.

Ich gehe es gemächlich an, soweit dies in diesem Auto möglich ist. Man muss sich an die Dimensionen gewöhnen, an die Ruppigkeit

von Schaltung, Fahrwerk und Lenkung. Das lässt sich alles stufenweise steigern. In der Einstellung «Strada» brummt der mächtige Motor vernehmlich, aber gleichmässig vor sich hin. Wechsel auf «Sport» und schliesslich «Corsa», nun wird es ernst. Je nach Drehzahl, Gang und Geschwindigkeit ist jetzt aus dem Heck ein eindringliches Röhren oder ein metallenes Kreischen wie von einer Kreissäge zu hören, dann wieder bollert und knallt es aus den vier unverkleideten Auspuffrohren.

Noch ein Pass

Ich fahre Richtung Mailand, und hinter mir klingt es, als sei in einer Stahlfabrik etwas wirklich Grosses am Entstehen. Chiasso, Bellinzona, ein erstes Mal tanken – mit 20 Litern auf 100 Kilometer ist zu rechnen –, weiter nach Biasca und hoch Richtung Lukmanierpass. Die Strasse gehört jetzt mangels anderer Verkehrsteilnehmer ganz dem Aventador SV, der hier alles ausspielen kann, was so einen Supersportwagen mit Allradantrieb ausmacht. Der Grenzbereich setzt beim Fahrer in der Regel sehr viel früher ein als beim Lamborghini. Noch ein Pass, und zu Hause erst mal eine Nacht schlafen und diese vielen Kubikzentimeter an Erlebnissen verarbeiten. Als Nächstes steht die deutsche Autobahn auf dem Programm, und es gilt, was für dieses Auto sowieso gilt: Es ist ein Ereignis, das man nicht vergisst.

Lamborghini Aventador LP 750-4 SV

Leistung: 750 PS/552 kW
Hubraum: 6498 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 350 km/h
Preis: Fr. 536 400.–





«Ich bin rein»: Comedian Berger.

MvH trifft

Stéphanie Berger

Von Mark van Huisseling — Weshalb Männer lustig sein wollen, ist einigermaßen klar. Aber eine schöne Frau?

Männer werden Comedians, damit sie ein Mädchen bekommen. Weshalb wurdest du Comedian?» – «Ich hab echt das Gefühl, das sei meine Bestimmung. Ich fühle mich angekommen in der Comedy. Alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren durchgemacht oder auch gelernt hab, ergibt jetzt erst einen Sinn – auf der Bühne als Komikerin. Schauspielerei, Gesang, Moderation ... Man hat mir vorgeworfen: «Du tanzt auf zu vielen Hochzeiten.» Dabei war das wie eine Ausbildung, von der ich jetzt profitier'.» – «Die Quintessenz des Essays «Why Women Aren't Funny» [«Weshalb Frauen nicht lustig sind», von Christopher Hitchens] ist: Weil sie es nicht nötig haben. Hast du es nötig?» – «Ich hätt' gesagt, weil es Mut braucht, auf die Bühne zu gehen und dich zu brechen, es endet fast in Selbstdemütigung. Ich hab kein Problem damit, weil ich nichts zu verbergen hab, ich hab null Tabus; Selbstironie ist meine grösste Waffe, es gibt nichts, über das ich nicht reden

würde, ich bin da sehr rein. Und ich glaub', diese Reinheit ist das, was mir die Möglichkeit gibt, Leute abholen zu können.»

Stéphanie Berger ist eine Schweizer Schauspielerin, Fernsehmoderatorin und Sängerin (Wikipedia); 1995 wurde sie zur Miss Schweiz gewählt. Zurzeit tritt sie mit ihrem zweiten abendfüllenden Comedy-Programm mit Namen «Höllelujah!» in der ganzen Deutschschweiz auf. Zuschauer und vor allem Zuschauerinnen – in «Das Zelt – Chapiteau Postfinance», wo ich vor einigen Wochen war, gab es mehr Frauen als Männer im Publikum – bekommen zu hören, was jemand mit der Ausgangslage «40-jährig, keinen Partner, keinen Sex, ein Kind und wenig Perspektive» meint, müsse gesagt werden. Mit anderen Worten: die Übungsanlage des *angry white male*, der viel über Ex-Frau, Partnersuche, Kid, Boss und, weniger, über Populärkultur herzieht. Was im Grunde lustig ist, weil die Klagen für einmal nicht von

einem mittelalten Mann mit zunehmendem Bauch und abnehmender Haardichte kommen, sondern von einer ehemaligen Schönheitskönigin, die prima aussieht, in Form ist und tanzen sowie singen kann. Persönlich fand ich einzelne Witze absehbar und einzelne Inhalte eher dünn; doch Berger hat in meinen Augen ein Gefühl für die Befindlichkeit ihrer Zuschauer und ist eine gute Performerin. Sie ist geschieden und lebt mit ihrem kleinen Sohn bei Zürich.

«Was braucht mehr Überwindung: etwas Kritisches, Derbes zu sagen oder eine Grimasse zu schneiden respektive sich als Bewegungsantitalent zu präsentieren?» – «Darüber hab ich mir noch nie Gedanken gemacht, ich war schon immer eine Rampensau, schon als Kind, ich bin viel zu wenig eitel. Für mich ist es aber wichtig, auch in Zukunft Comedy mit Message zu machen, nicht bloss *umezblödle*. Da [in «Höllelujah!】 ist es das Beschreiben eines Singles, des Sich-alleine-Durchkämpfens, aber auch die Aussage, dass man es schätzen muss, wenn man in einer Partnerschaft ist, dass man achtsam bleiben und sich selber vielleicht ein wenig mehr feiern soll; mir sind Frauen generell sehr wichtig. Im dritten Programm wird es noch mehr in diese Richtung gehen.»

«Wenn eine Frau im Geschäft oder in der Gesellschaft aufsteigt, wird sie unsexy; weiblicher Erfolg schlägt Männern auf die Libido, sagt man.» – «Drum bin ich allein, haha.» – «Schlimmer ist es, denk ich, wenn eine Frau als lustig gilt – das ist die letzte Kompetenz des Mannes.» – «Hm, das heisst, ich werd' für den Rest meines Lebens allein bleiben ... Privat bin ich zwar gar nicht so lustig. Ich weiss nicht, was passiert auf der Bühne, das ist wie ein Schalter, der umgelegt wird. Zu Hause bin ich weiblicher, ruhiger, nachdenklich, ein bisschen melancholisch. Ich trenne das und sage immer: «Ich bin eine authentische Kunstfigur.» Das ist eine spannende Kombination, auch für mich, ich muss ja mit mir leben.» – «Die alte Story vom Clown, der weint unter der Schminke ...» – «Du kannst nicht humorvoll sein, wenn du nicht weisst, was Schmerz ist, finde ich. Und das macht mich ja auch aus: Ich hole mir meine Themen im Alltag, recherchiere viel, beobachte, setze mich mit Themen, die mich beschäftigen, tiefgründig auseinander – so kann ich es verarbeiten und eine Leichtigkeit reinbringen, damit man trotzdem lacht, auch über Tragik.» – «In der *Schweizer Illustrierten* wirst du zitiert, du glaubst nicht mehr an die grosse Liebe ...» – «Stimmt, aber man muss es relativieren: An die Liebe selber glaube ich schon, an einen passenden Partner, an die Seelenverwandtschaft, das gibt's. Aber ich glaube nicht mehr an die eine grosse Liebe. Und ich finde, es entspannt total, wenn man von dieser Vorstellung weggommt.»

Ihr liebstes Restaurant: «Gasthof Löwen», Wolfhauserstrasse 2, Bubikon, Tel. 055 243 17 16



	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25		26					
27					28					29	30			31
			32	33					34	35				
36		37					38	39						40
41										42				
43								44				45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Schuldzuweisung im Ergebnis

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Ein Auflauf, wie man ihn aus dem arabischen Raum kennt. 8 Fehlt der Boden, wird's zum geflügelten Wort. 11 Ein bestimmter Artikel, geschlechtslos. 12 Auftrag ausgeführt, allerdings vorschnell. 14 Spezieller Helfer, kurz: ein Ass. 15 Er dient der plastischen Verschönerung. 17 Der Staat bin *ich*, wie Louis XIV sagte. 18 Servicebesteck für das wirkliche Süsse. 19 Dann werden die Faulen sprichwörtlich fleissig. 21 Die purpurnen Flüsse, unserem Jean im Film wohlbekannt. 22 Dorf im Département Doubs, Jura, nahe der Schweiz. 24 Ihm ging ein Licht auf, das die Welt veränderte. 27 Keine animalischen Betrüger, doch ist Trug bei dieser Verwandtschaft dabei. 28 Die Verstandeskraft kann bei solchem Wesen durcheinander geraten. 29 Für Madame ist sie eine Freundin. 32 Die bei den Römern einst Göttliche, bei den Briten dann fast Königliche. 34 Gut, wenn sie geschlossen sind. 36 Mit ihm ist die Krankheit glaubhaft. 38 Was Pferde mögen, essen wir als Brei. 41 Eher selten: ein Urgrossvater und sie. 42 Mit ihm heben Genfer oft ab. 43 Ein Kartenspiel, das an einen Sohn Adams erinnert. 44 Er mit den gelben Blüten und den ölhaltigen Samen. 45 Mit K ergäbe sich eine religiöse Verehrung. 46 Kolumbus nannte die Insel Concepción. 47 Pythagoras' frühe Wirkungsstätte.

Senkrecht — 1 Grossmütter, ziemlich durcheinander. 2 Touristendorf bei Feldkirchen (AUT), heisst wie das prägende Stift. 3 Der Ort (VS), der dem Pass den Namen gab. 4 Von hinten betrachtet ergeben sich für Franzosen Noten. 5 Man nennt sie die europäische Ölhauptstadt. 6 Da geht's in den Tunnel und hin zum Kontinent. 7 Försterin mit göttlichem Jagdinstinkt. 8 Gehört mit Chips für Briten zum Liebsten. 9 So gesehen betrifft es nicht das Herkömmliche. 10 Wohnraum, kann eigentlich nur gemütlich sein. 11 Für Malaien ist es Harz von eben diesem Baum. 13 Womit Batik Geschicklichkeit ist. 16 Dieser Meter war einst so bekannt. 20 Es sind zu viele, und so tritt man immer wieder drauf. 23 Nach dem Adieu dann einfach nur nach Hause gehen. 25 Sieht aus wie ein Pilz, für Geologen aber eine eher steinige Sache. 26 Die Wanderpause ist aussergewöhnlich anzusehen. 28 Da durch und danach ab in die Luft. 30 Vermittelndes Element, mal parapsychologisch betrachtet. 31 Solche Ereignisse sollen möglichst top sein. 33 Buchstäblich 9, 19, 11, 18, 1. 35 Ja was genau? So etwas zwischen affengeil und urcool. 36 Die Türöffnung ist nur teilweise eine. 37 Der der Mönche aus dem Jura sieht ganz schön käsig aus. 39 Namensgeber einer sehr intimen Sache. 40 Dieser Mann: ein Historiker und Schriftsteller.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 465

H	P		B	I	S	A	M		A	U	S	S	I	
E	M	E	S	A		I	T	E	N		F	E	E	N
M	A	T	T	H	A	E	U	S		S	E	R	I	E
D	U	Z	E	N		T	E	A	M		N	I	L	S
	S		T	E	L	E			A	U	A		E	
G	E	M	I	N	I		S		K	L	U	M		H
U	R	I	G		D	E	T	A	I	L		O	F	T
S		D		D	I	N	A	R		A	M	R	U	M
T	A	G	E		A	D	R	I	A		E	G	E	L
A	L	A	R	M		U		O	R	D	N	E	R	
V	E	R	Z	I	E	R	U	N	G		U	N	S	T
	A	D	E	R		O			O	U	E	S	T	

Waagrecht — 3 BISAM 7 AUSSI (franz. f. ebenso) 12 EMESA 15 ITEN 16 FEEN 17 MATTHAEUS 18 SERIE 19 DUZEN 20 TEAM 22 NILS (skand. Form v. Nikolaus) 23 TELE (-boy) 25 AUA 27 GEMINI 30 KLUM 33 URIG 34 DETAIL 37 OFT 39 DINAR 40 AMRUM 42 TAGE 45 ADRIA 47 EGEL 48 ALARM 50 ORDNER 51 VERZIERUNG 52 UNST 53 ADER 54 OUEST (franz. f. West-)

Senkrecht — 1 HEMD 2 PETZ 3 BAHNEN 4 SIETE (Seite) 5 ATUE (war Einheit des Drucks) 6 MESA (span. f. Tisch) 8 UFENAU 9 SERI 10 SEILE 11 INES 13 MAUSER 14 STETIG 21 (Bären-) MAKI 24 LIDIA (toro de lidia: span. Kampfrind) 26 ULLA (Kurzform der genannten Vornamen) 27 GUSTAV 28 MIDGARD 29 STAR 31 MORGENS 32 HTML 35 ENDURO (Motorrad f. Geländesport) 36 ARION 38 FUERST (von althochdt. *furisto*, der Erste) 41 MENUE 43 ALEA (lat. f. Würfel) 44 ERZE 46 ARGO 49 MIR (russ. Raumstation, steht f. Welt, Frieden)

Lösungswort — PESSIMISMUS



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE YACHT-MASTER

Die markante maritime Armbanduhr verkörpert eine Segeltradition, die bis in die 1950er-Jahre zurückreicht. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER 40

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com